

KOMMUNIKAZIE

Zeitschrift für facts & fiction

WWW.KOMMUNIKAZE.DE

ABGABEKOSTENLOS

ZWEITES QUARTAL 2009

AUSGABE 33



ALS DIE TIERE DEN WALD VERLIESSEN

TIEFENRAUSCH

BAR CAFÉ LOUNGE

Redlingerstrasse 7

Ab 18:00
wechselnde
Getränkeangebote

Täglich ab 21:00
Dj's am Plattenteller

Mo. - Do. 11:00 - 2:00

Fr. + Sa. 11:00 - 3:00

So. 16:00 - 1:00

Was ist eigentlich, wenn ich im Studijob mal krank bin?!

Und was muss ich beachten, wenn ich ein Praktikum machen möchte?

Für jobbende Studierende gibt's bei uns kostenlos Tipps, Beratung und Infos zu

- ▶ Kranken- und Rentenversicherung
- ▶ Minijob, Studijob, Honorarjob
- ▶ Praktika
- ▶ Arbeitsvertrag, Lohn, Urlaub, Befristung, Kündigung
- ▶ Steuern

Unsere Sprechzeiten
findest du hier:

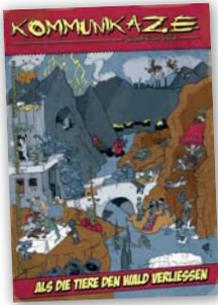
www.hib-os.de

Du erreichst uns unter:

hib.osnabrueck@dgb.de

Inhalt

Ausgabe 33 / Zweites Quartal 2009



ab Seite 4 ALS DIE TIERE DEN WALD VERLIESSEN Katastrophen, wohin man blickt. Für uns ist das Grund genug einen Blick zu wagen, nicht nur auf die Wall Street, sondern auch auf Wald und Flur. Es geht um Tiere und Krisen. Um das Ende der Welt und um das Ende des Waldes. Um Vierbeiner, die nicht mehr weiter wissen und um Zweibeiner, die nicht mehr weiterkommen. Um den Menschen, der unbedingt kein Tier mehr sein will und um das Tier, das unbedingt will, dass der Mensch am besten gar nichts mehr ist. Wir wünschen spannende Lektüre!

Seite 5 INTRO von Anna Groß
Seite 6 FUCHS MUSS TUN, WAS FUCHS TUN MUSS von Vogel & Kalbhenn
Seite 9 EINSCHNITT von Jennifer Neufend
Seite 10 RIEN NE VA PLUS von Esther Ademmer
Seite 12 DER TORERO von Lorenz Just
Seite 16 ERWIN von Finn Kirchner
Seite 18 GEDICHTE ZUM UNTERGANG VON FAST ALLEM von O. M. Varneke
Seite 20 DIE VORSTELLUNG, AUF EINER PARKBANK ZU SITZEN von K. Kalbhenn

Seite 22 NIEDER MIT DEM ESKAPIMUS! von Judith Kantner

Seite 24 DIE AUSLÖSCHUNG DER MENSCHHEIT... von Urs Ruben Kersten

Seite 27 LOST & BROKEN, FOLGE 17 von Steffen Elbing

Seite 28 DIE DINGE MÜSSEN JA AM LAUFEN BLEIBEN von Tobias Nehren

Seite 30 SCHATTEN ÜBER INNSBÜREN von Stefan Berendes

Seite 34 ETIQUETTE von Kai Meise
Unverständlicherweise sind wir mit Kommunikaze ja auch nach sechs Jahren weder reich noch berühmt geworden. Vielleicht ist das aber auch halb so wild, denn unser neuer Autor Kai Meise zeigt in seiner Geschichte, welcher Wahnwitz uns da möglicher- und glücklicherweise bislang erspart geblieben ist...

Seite 38 DIE LETZTE SEITE

KOMMUNIKAZEE

Zeitschrift für facts & fiction

WWW.KOMMUNIKAZEE.DE

ABGABEKOSTENLOS

ZWEITES QUARTAL 2009

AUSGABE 33

ALS DIE TIERE DEN WALD VERLIESSEN

Intro

von Anna Groß

„Ich fürchte, die Tiere betrachten den Menschen als ein Wesen ihresgleichen, das in höchst gefährlicher Weise den gesunden Tierverstand verloren hat, - als das wahnwitzige Tier, als das lachende Tier, als das weinende Tier, als das unglückselige Tier.“

Nietzsche vergaß die Attribute, die den Menschen wirklich auszeichnen. Denn dabei handelt es sich nicht um das Lachen und das Weinen. Lachen tun auch Möwen und Affen. Obwohl der Mensch ihnen von jeher fehlenden Humor unterstellt und behauptet, sie lachten ja gar nicht wirklich, sondern es klänge eben nur so ähnlich wie Lachen. Nun, würde der Affe sagen, das Problem ist nicht, dass wir keinen Spaß verstehen, sondern dass ihr nicht lustig seid. Die Affen sagen dies schon die ganze Zeit, nicht erst seit wir Grimassen schneidend, filmend und fotografierend vor ihren Wohnzimmerfenstern herumhüpfen - nur, dass wir sie eben nicht verstehen. Und die Tränen, die Kamele in der mongolischen Steppe vergießen, bevor sie das erste Mal geschoren werden, sind keine Tränen der Trauer. Es sind Spiegelungen unserer menschlichen Gefühlswelt und auf einen rein biologisch zu erklärenden Mechanismus zurückzuführen, denn Kamele weinen nicht, weil ihnen das Fell geschoren wird, und es tut ihnen auch nicht weh. Sie sind Kamele. Aber schaltet man weiter im Fernsehprogramm von der wilden Steppe der Mongolei zum Umfrisieren in Heidi Klums Pygmalion'schen Frisiersalon, traut man seinen Augen kaum: Menschen weinen, weil ihnen die Haare geschnitten werden. Ist der Mensch vielleicht

ein Kamel, oder ist ein Kamel tatsächlich ein Topmodel, oder sind es nur die Spiegelungen der menschlichen Gefühlswelt auf einen rein biologisch zu erklärenden Mechanismus?

Der Mensch ist auch nicht wahnwitziger und unglückseliger als seine lebendigen Zeitgenossen. Wobei er zu nicht geringem Maße dazu beiträgt, den Wahnwitz und die Unglückseligkeit seiner eigenen Existenz epidemisch auf alle Lebensformen, die sich in seiner Umgebung aufhalten zu übertragen, nicht nur indem er ihnen die Haare schneidet.

Der Mensch ist das sinnlose - das ahnungslose Tier. Warum denken viele Menschen häufig von Erfahrungen, die ihnen selbst Leid und Unwohlsein bereitet haben, im Nachhinein, es habe ihnen gut getan? Oder Erfahrungen und Geschehnisse aus der Vergangenheit, die anderen Menschen Leid zugefügt haben, hätten doch eigentlich niemanden geschadet, nein, sie seien tatsächlich sogar zum Nutzen aller gewesen und sollten doch so beibehalten werden.

Sie sind nicht wie Elefanten, die sich ja zumindest erinnern können, was ihnen im Laufe ihres Lebens widerfahren ist. Nein, sie sind ja auch nicht im Kreis gegangen wie die Elefanten, sondern sie haben irgendwo auf dem Weg die Kurve nicht gekriegt und sind stattdessen geradeaus weiter gegangen. In diese Richtung gehen sie nun immer weiter, obwohl sie es eigentlich besser wissen müssten. Aber sie vergessen und verdrehen immer alles und denken, ach, es hat uns doch letztendlich nicht geschadet.

Bunte Roboter von der Sonne beobachten das teilweise sinnlos, teilweise undurchdacht anmutende Verhalten der Tiere auf der Erde und fassen abschließend zusammen:

Als die ahnungslosen Tiere den Wald verließen, um sich auf zwei Beinen bewegen zu können, ohne andauernd gegen Äste zu stoßen, bogen sie falsch ab und ließen sich auch durch die notdürftig errichteten Barrikaden weder dazu bewegen anzuhalten, geschweige denn dazu umzukehren.

PS: Wir vermuten, sie glauben, es wüchse alles wieder nach.

MIT BEITRÄGEN VON:

Anna Groß, Frederik Vogel, Kalle Kabhenn, Jennifer Neufend, Esther Ademmer, Lorenz Just, Finn Kirchner, & Olker Maria Varnke | ILLUSTRATIONEN VON: Mia Hague & Alice Social

Fuchs muss tun, was Fuchs tun muss

von Frederik Vogel & Kalle Kalbhenn | Illustration: Mia Hague

Drei Berichte aus den urbanen Zentren der Republik: Die natürlichen Grenzen der Lebensräume scheinen zu fallen. Zur See, in der Luft, am Land und in der Kneipe.

Schwabinger 7, München

Die Beobachtungen, die der unbescholtene Bürger Landwehr tätigte, werden bis auf weiteres in den Aservatenkammern der Polizeiinspektion von München verschwinden. Landwehr gab zu Protokoll, er habe eine Gruppe Tiere gesehen, die in einem verrauchten Hinterzimmer der Gaststätte Schwabinger 7 an einem runden Tisch aus Kirschenholz saß und pokerte. Das Zimmer sei nur für Stammgäste und Mitglieder des Raucherclubs, dessen Mitglied er seit einigen Wochen sei. An dem runden Tisch aus Kirschholz saßen, ein Schäferhund, ein Braunbär, ein Delphin sowie der frühere bayerische Ministerpräsident Stoiber. Landwehr dachte, das könne jetzt alles nicht wahr sein, aber als er von der Toilette wiederkam, saß die Gruppe immer noch und spielte Poker. Der Schäferhund und Edmund Stoiber trugen Sonnenbrillen der Firma Ray-Ban und zwar solche, die schon in den 70ern en vogue waren und nun auf den Gesichtern von Rockstars wieder populär wurden. Der Raum war dunkel und verraucht, die Lampe hing tief, und der unbescholtene Bürger Landwehr fing an zu glauben, was er sah. Um seine Neugier zu stillen, sowie die Szenerie im Auge zu behalten, fing er an, in der anderen Ecke des Hinterzimmers zu darten. Er war noch nie gut in dieser Kneipendisziplin, Billard und Bingo waren eher seins. Aus den hängenden Lautsprechern schwappte beschissene Musik, zum Beispiel von Depeche Mode, dann traf der Bürger Landwehr zum ersten Mal das Bulls Eye und löste damit eine elektronische Fanfare aus, woraufhin die Pokerrunde kurz von ihren Karten

aufschaute. Der Delphin nickte anerkennend, dann spielten sie weiter.

Derweil schrieb im Eingangsbereich des verrauchten Hinterzimmers Patrick Süßkind weiterhin in sein Moleskin-Notizheft mit kariertem Papier. Der Dichter sitzt seit nunmehr zwanzig Jahren unentdeckt in dieser Schwabinger Kneipe, feierte dort auch gerade seinen sechzigsten Geburtstag und hat dort seine Ruhe, während in den Feuilletons weiterhin über seinen Aufenthaltsort spekuliert wird. Nur manchmal erhebt sich der ebenfalls in sein Moleskin-Notizheft mit liniertem Papier schreibende Rainald Goetz von seinem Platz, tritt an den Tisch von Patrick Süßkind heran und will wissen, wie man Bücher schreibt, die dann auch gelesen werden. Als Landwehr das Bulls Eye traf, blickten beide nicht von ihren Moleskin-Notizbüchern auf.

Erst jetzt fiel dem Bürger Landwehr auf, dass die Pokerspieler schwer bewaffnet waren. Bei den Mitgliedern der Gruppe blitzten diverse Schusswaffen unterhalb des Tisches auf. Dann bemerkte Landwehr, dass die Tiere Stadtpläne und Grundrisse von Häusern hin und her schoben. Es sollte den Anschein haben, dass sie pokerten, in Wirklichkeit planten sie aber ein Verbrechen, so kombinierte der Bürger Landwehr und trug diese Beobachtungen dem diensthabenden Wachtmeister vor.

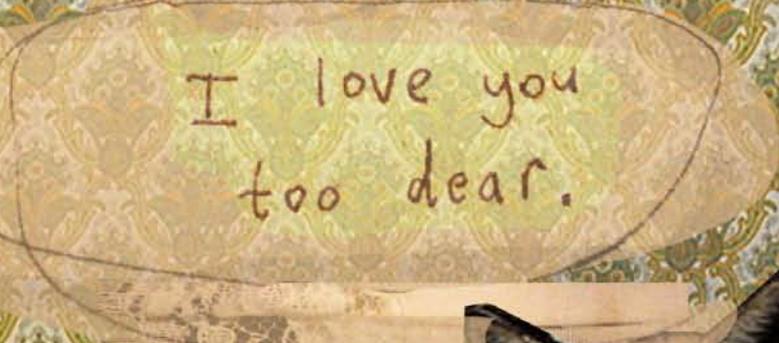
Der Bürger Landwehr sitzt seit nunmehr anderthalb Wochen in einer Nervenheilanstalt. Er schaut aus dem kleinen Fenster seiner Einzelzelle und denkt über das Gesehene nach. Am meisten interessierte ihn, was Patrick Süßkind in seine Moleskin-Notizbücher mit kariertem Papier schreibt.

Landwehrkanal, Berlin

Die Situation kam mir bekannt vor, eine Szene wie aus dem Kapitel „Sprechende Tiere“ im großen Lehrbuch der Kinderfilme. Ich saß am Landwehrkanal, brennende Sonne, wie zu besten Ozonloch-Tagen. Und dieser Egon hatte sich mit seinen Kumpanen zu mir gesetzt. Ich war total perplex, vor allem als er seinen Vortrag über das Leben im 21. Jahrhundert mit dieser Kampfansage an die Menschheit beendet hatte. „Wir haben es satt. Gejagt, vertrieben, denunziert. Wir werden alles mobilisieren was zwei oder mehr Beine hat, wir werden zurückschlagen und die Ketten der Tyrannei sprengen.“ Saurer Regen, der Boden gebe nichts mehr her, kaum was zu futtern, die Luft werde



I Love you



I love you
too dear.



von Jahr zu Jahr schlechter. Und dagegen würden sie jetzt vorgehen. Die Wildschweine wären auch schon dabei, Kommando städtische Verwüstung.

Schon seit längerem sieht man sie durch die Straßen Berlins ziehen, Füchse und/oder Wildschweine. Die einen eher lautlos, flink, auskundschaftend. Die anderen brachial und rücksichtslos. Die legen es drauf an. „Im Kampf gegen Hunger und euren Müll in unseren Räumen werden nun andere Saiten aufgezo-gen. Wir ziehen alle Register. Macht kaputt, was euch kaputt macht, oder was hat der eine Typ von euch damals gesun-gen?“ Rio Reiser, dachte ich - alles klar. Die Füchse sind also grade in ihren 68ern, wollen sich vom Obrigkeits-denken des Menschen gegenüber dem Tier lösen. Neulich war wieder eine deutsche Scholle umge-graben worden, diesmal aber nicht in den Vororten, diesmal mitten in Neukölln. Von einem Bekannten hat-te ich schon öfters Klagen gehört. Der sitzt im Grün-flächenamt, Abteilung Sauereien. Dass die Stadt mit einer Spezialeinheit gegen die neuerlichen Raufbolde vorgeht, war für diesen gewitzten Fuchs Egon natürlich nichts Neues.

Sie hätten die Tauben auch schon im Boot, quasi als Luftwaffe. Die wären sowieso ziemlich angefressen, seitdem sie nicht mehr am Alex rumhängen dürften und würden jetzt auch mächtig Bambule machen. „Wir haben die Jungs speziell auf die Karren vom Ordnungs-amt und den Bullen angesetzt. Und mit ihnen haben wir natürlich ein perfektes Frühwarnsystem wenn der Feind naht! Nächste Woche kommt ein Geschwader aus London zum Praktikum. Die lernen wir an, die wol-len da auch aus allen Rohren zurückfeuern.“

„Kollege, wir müssen weiter“ raunte er mir zu, als ich ihm grade im Gegenzug für unbefleckten Lack abso-lute Verschwiegenheit & Loyalität für seine Aktionen zusichern wollte, „Müssen rüber ins Wedding, infor-melles Gespräch mit den Waschbären. Wehe du red-dest, wir haben dich im Auge“ Schnell verschwanden die Jungs in Richtung Mitte, und 10 cm neben meiner Tasche schlug eine Ladung Taubenschiss ein. Ich ver-mute, Autos und Schrebergärten haben in Berlin lang-fristig keine Zukunft mehr.

Flächenland Ostwestfalen-Lippe

Hauptkommissar Körte war ratlos. Nun saßen die Tat-verdächtigen seit geschlagenen drei Tagen in U-Haft

und die Vernehmung gestaltete sich schwierig. Die Tat-verdächtigen schwiegen zu den Vorwürfen, die letzten Einzelheiten konnten nicht geklärt werden. Über Mo-nate hatten so genannte Spezialisten die Dreierbande nach allen Regeln der Kunst ausgeleuchtet, bis die Haftrichter grünes Licht für den Zugriff gaben. Dem SOKO Flächenlandgorillas war bekannt, dass die Drei-ergruppe samstags in den Stadien der 1. und 2. Fuß-ballbundesliga anzutreffen sein würde, und so erfolgte der Zugriff in der 80. Spielminute unter Verwendung von Hubschraubern und Leuchtgranaten. Während die Worte des Stadionsprechers, dass das Abbrennen von Leuchtkörpern im Auswärtsblock aus Sicherheits-gründen doch bitte zu unterlassen sei, im weiten Rund von Paderborn verhallten, hob der Hubschrauber mit der Dreierbande an Bord schon wieder ab. Nur langsam senkte sich der Nebel. Der jüngste der drei Attentäter konnte zwar erst fliehen und sich in einer ostwestfälischen Kaisereiche verstecken, wurde aber schnell aus dem fliegenden Gerät mit einer satten La-dung Betäubungspfeile eingedeckt und war ebenfalls reif zum Abtransport.

Hauptkommissar Körten war ratlos. Noch nie war eine Beschattungsaktion mit einem solchen Aufwand aus-geführt worden. Körte träumte schon von den Lobes-hymnen in den überregionalen Qualitätszeitungen und der Beförderung, die abgestempelt sein würde, noch während er Tom Buhrow das erste Interview gegeben hätte. Nur müssten dazu die Affen endlich reden. Die jetzige Beweislage wäre für eine Anklage zu dünn, die Verteidigung würde das mühsam aufgebaute Karten-haus der Staatsanwaltschaft mühelos umpusten, aber die Drei schwiegen.

Die Überraschung war groß genug, dass drei Gorillas hinter dem größten bisher geplanten Sprengstoffat-tentat stehen sollten. Bis zuletzt wollte es niemand im Team wahrhaben, dass man drei Flachlandgorillas be-schattete, doch irgendwann war es Gewissheit, dass es drei Hochlandgorillas waren.

Hauptkommissar Körte war ratlos. Warum wollten die Cross-River-Gorillas bloß die gesamte Kanalisation von Bielefeld und Gütersloh in die Luft jagen?



Einschnitt

von Jennifer Neufend

Die schluchten der
städte
angefüllt mit gedärmen aus menschen
millionenfach schlägt
der atem sich nieder an den fassaden

Erhaben
Wuchern Ranken und Efeu
Füllen die Pfade der Verlassenen
Dörfer
Ruhe legt sich auf Alles, was bleibt

geruch verbrannter schätze
in einem urbanen rausch bewegen wir uns
treiben
zwischen heute, morgen

und gestern

Rien ne va plus

von Esther Ademmer

Ein Schweißtropfen bahnte sich den Weg über die kahle Schläfe des Allmächtigen. Gebannt und starr war der Blick auf einen kleinen Fleck seines blauen Planeten gerichtet. What the fuck? dachte der Hochheilige und versetzte der Kugel einen Stoß, auf dass der Menschenseele ein bisschen schummerig werde.

Hochwürden stieß auf. Als hätte ihm jemand mit der flachen Hand auf den Rücken geschlagen, schwappte ihm das Gas aus der Lunge. Désolé, würgte er hervor, aber die erwählte Runde nahm kaum Notiz von ihm. Lediglich der junge Mann zu seiner Rechten schob seine Braue höher auf die Stirn und furchte tiefe Falten in den Ansatz seiner Gelfrisur. Verkrampt schloss der Pfaffe auch seine zweite Hand um die Karten. Sein Blatt war mies, der Einsatz hoch, er fühlte sich vom guten Geist verhöhnt. Warum hatte er sich darauf eingelassen? Wieso sollte er das Zepter dieser Welt in den Händen halten? Wieder fuhr ihm ein Rütteln in die Glieder, er rülpste erneut: „bei Gott“, dachte er, bei Gott, „sein Zepter, natürlich!“

Der Mann mit Gelfrisur hatte einen Namen. Georg. Georg war jung, dynamisch, das Kind seiner Zeit. Ein adretter Anzug saß steif auf seinen eher schmalen Schultern und schickte sich an, einen stattlichen Herrn aus ihm zu machen. Er saß an diesem Tisch, wie die Mutter bei ihrem Kinde. Es war seine Strategie, sein Plan, seine Plazenta, an der sich dieses Spiel labte. Er hatte sie herausgefordert. Die beiden Herrschaften waren erschienen. Aber seit ein paar Minuten, ließ das Kind von seiner Mutter ab. Sein Blatt tanzte wirr vor seinem Auge und verriet doch auf den ersten Blick einen Wert, den er normalerweise nicht als einen solchen bezeichnen würde. Was ihm blieb, war der Bluff. Oder sollte er aussteigen? Er fühlte wie sich eine starke Hitze bei dem Gedanken an eine Niederlage in ihm ausbreitete. Sein Kopf wurde rot, er erglühte wie ein

Streichholzkopf. Jetzt nur schön durch die Hose atmen, dachte Georg noch.

Sein Herr, das Geld, ließ wieder ab von ihm. Verlierer stressten es zutiefst. Und dass der Gedanke an Aufgabe diesem, seinem Schützling kam, ließ Zweifel an seiner Wahl aufkeimen. Eine Chance noch, dachte es bei sich und verdoppelte den Betrag, der in der schicken Anzughose des jungen Mannes steckte. Masse zählt, nicht Klasse, dachte das Geld. Als Georg wie zur Bestätigung in die Tasche griff, überraschte ihn das Volumen. Er erhöhte schnell seinen Einsatz. Bluffen war sein Beruf, es würde wieder klappen.

Der Frau am Tisch schien alles in die Hände zu spielen. Sie hielt die Karten in der Hand, die ihr der Zufall in die Finger gelegt hatte, und sie dankte ihm. Er sah sie just in diesem Moment an und blinzelte freundlich. Dann war er auch schon wieder weg. Sie schaute ihren Gegnern ins Gesicht. Sie waren blass um die Nase. Schwach und gottverlassen hilflos sahen sie aus. Sie lächelte in sich hinein. Ihr Moment war gekommen, die Welt lag am Boden, reif für die Früchte der Gemeinsamkeit. Sie streichelte mit dem linken Daumen über ihr Ass. „Re-raise!“, rief sie laut und erhöhte den Einsatz.

Dem Pfaffen entglitten die Gesichtszüge. „Heiliger“, dachte Hochwürden, „warum bürdest du mir diese Strafe auf? Warum hast du dir nicht einen fähigeren Würdenträger auserkoren? Diese Eva ist anscheinend mit den Karten Edens gesegnet und weit davon entfernt ihre Sünde in absehbarer Zeit zu büßen.“ Er hingegen hatte ausschließlich Buben auf der Hand. Buben, schöne große Buben, die ganz ästhetisch und kraftvoll auf den Karten standen. Besonders ihre Beine waren von solcher Eleganz, dass er sie gerne berührt hätte und – wieder durchfuhr ihn ein Zittern. Er rülpste in sich hinein. Der Allmächtige hatte einmal kräftig mit der Hand auf seinen großen Schreibtisch geschlagen. „Himmel noch eins!“, schrie er durch die Wolken! „Da soll mir der Kerl die Welt retten und vergeht sich jetzt auch noch an Spielkarten!“

Die Frau lächelte den beiden Männern herzlich ins Gesicht. Auch ihr stattliches Gegenüber schien langsam von allen guten Geistern verlassen. Sie huldigte der Vernunft, dass sie dieses Spiel für sie gewänne: für sich, ihre Brüder und ihren persönlichen Propheten.



Das Kapital entmachtet, die Fesseln des Patriarchats gesprengt – und sie saß nun hier an diesem Tisch um mit dem Unsinn der Vergangenheit endgültig aufzuräumen. Welch Fügung! Aber dennoch: Dieses Spiel zu gewinnen war eins, es zu beherrschen ein anderes. Ein wohliges Gefühl der Genugtuung zuckte in ihren Fingern, sie grinste den beiden Männern dreist ins Gesicht. Es galt sie zu ruinieren, ihnen den Garau zu machen, dem Gegelten das Geld aus der Tasche zu ziehen und dem Pfaffen den Gott auszutreiben. Zur gleichen Zeit registrierte eine Gärtnerin auf dem Londoner Highgate-Friedhof erdrutschartige Bewegungen an einem der alten Gräber.

Nun war es am Geistlichen den Einsatz zu erhöhen, und er hoffte auf ein Zeichen des Himmels, das ihm die Entscheidung erleichtern würde. Er betastete seine dünne Brieftasche und verfluchte den Papst für die Ausgaben für seine Auslandsreisen und Priesterseminare in den letzten Jahren. Es war immer sehr schön gewesen, aber jetzt brauchte er das Geld dringend, ansonsten könnte er auf die nächste spirituelle Erleuchtung bis zum Sankt-nimmerleinstag warten. Was sollte er tun? Bluffen? Er erhöhte den Einsatz mit Geld, das er nicht hatte. Er würde es versuchen. Der Allmächtige würde seine Geschicke schon lenken.

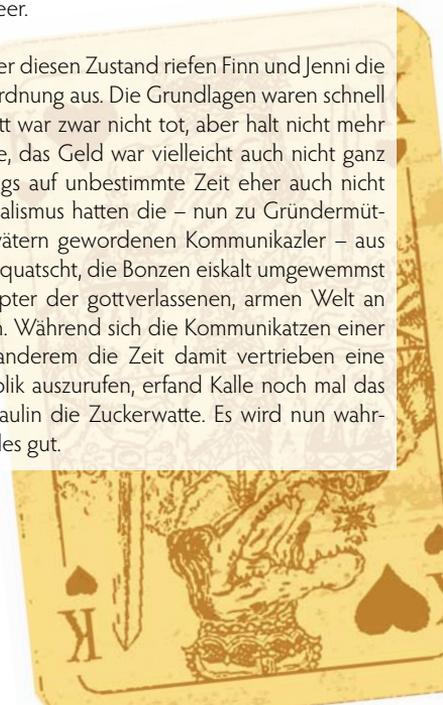
Der jedoch war für einen Augenblick unaufmerksam gewesen, als er versucht hatte, dem Papst ein überdimensionales Kondom überzustülpen. Die Kardinäle hatten ihn allerdings frühzeitig gefunden, weil der Papst im Todeskampf einen seiner roten Schuhe aus dem Fenster in den Innenhof geschleudert hatte. „Heute ist nicht mein Tag“, dachte Gott, „soviel ist sicher“. Und nun saß dieser Stümper am Tisch und zahlte Bares, dass sein Chef für Lustreisen verprasst hatte. Er schüttelte den Kopf und drehte seinem Schützling den Rücken zu. Er beschloss die Erde aufzugeben und sich nunmehr völlig auf den Raum zu konzentrieren. Er nahm seine Aufgabe etwas weitgefasster, was scherzte ihn ein blauer Planet, wenn er doch im ganzen All durchaus mächtig war. Man musste Prioritäten setzen. Göttliche Realpolitik war der Tenor der Zeit. Der Pfaffe wurde ohnmächtig.

Georg schwieg und blinzelte aus dem Augenwinkel auf das Blatt der Frau. Sie bluffte nicht, das war klar, und der Pfaffe hatte die Hosen so gestrichen voll, dass er sich lieber tot stellte als weiter zu spielen. Wenn er erhöhte, würde bis ins Unermessliche gespielt und sie würde gewinnen. Welche Chance hatte er? Er müsste durchhalten, vielleicht würde sie kalte Füße bekommen. Ein Schmerz durchzuckte seine Schultern. Das Geld hatte seinem Schützling ordentlich auf die Schultern gehauen und stopfte ihm die Taschen weiter voll.

So ging es, nur immer schön rein ins Spiel. Der Sturz des Pfaffen war der Frau nur Recht. Es war keine Zeit für Erste Hilfe, nicht bevor sie dieses Spiel zu Ende gebracht hatte. Das einzige, wobei es sie schwindelte, waren die Geldbeträge, die der Anzugträger in dieses Spiel stopfte. Ihr Sichtfeld wackelte leicht, aber sie spielte mit.

Während die beiden Kontrahenten immer weiter den Einsatz erhöhten, war dem Geld fast unmerklich die Luft weg geblieben. Bei der Geschwindigkeit der beiden konnte es sich nicht länger selbst drücken. Es japste noch einige Male hinterm Stuhl hervor und entschied sich ebenfalls für den Rückzug. Schwach und inflationär kroch es mit dem Pfaffen in Richtung Tür. Die beiden Spieler waren so in ihr Spiel um die Welt herr- und wirrschaft vertieft, dass sie nicht merkten, wie sich das Team Kommunikaze in den Raum schlich, wobei Tobi ungeschickterweise das Geld auf der Türschwelle mit dem Fuß erdrückte. Es schrie kurz und schwieg dann vollends. Als sich die Kommunikatzen dem Tisch genähert hatten, brach die Hölle los. Völlig gewaltfrei tänzelte Anna kurz um den geldverlassenen Georg umher, um ihn dann mit einem Kinnhaken aus der Welt zu räumen, den Bud Spencer neidlos als nicht jugendfrei anerkannt hätte. Im gleichen Atemzug umgarnte die Division Kalle, Frede und Darren die Spielerfrau mit mäßigem Erfolg, der sich in eine astreine Klopperei übersetzte. Die Dame konterte mit unvergleichlicher Muskelkraft. Zur Rettung faselte Olker etwas von der Dialektik der Aufklärung, woraufhin die sichtlich verwirrte Frau kurzzeitig die Kampfhandlung einstellte und sich von Stefan in eine Diskussion über Fukuyamas Ende der Geschichte verwickeln lies. Während Stefan die Frau tot quatschte, machte sich der Rest der Bande über den Einsatzpott der beiden her. Er war leer.

Beruhigt über diesen Zustand riefen Finn und Jenni die neue Weltordnung aus. Die Grundlagen waren schnell erkannt: Gott war zwar nicht tot, aber halt nicht mehr auf der Erde, das Geld war vielleicht auch nicht ganz alle, allerdings auf unbestimmte Zeit eher auch nicht da. Den Idealismus hatten die – nun zu Gründermüttern und –vätern gewordenen Kommunikazler – aus der Welt gequatscht, die Bonzen eiskalt umgewemmt und das Zepter der gottverlassenen, armen Welt an sich gerissen. Während sich die Kommunikatzen einer nach dem anderem die Zeit damit vertrieben eine neue Republik auszurufen, erfand Kalle noch mal das Auto und Paulin die Zuckerwatte. Es wird nun wahrscheinlich alles gut.



Der Torero

von Lorenz Just | Illustration: Mia Hague

Zu Besuch in Valencia. Eine halbe Stunde lang liege ich im Park, dösend in der Sonne auf einer Bank, unter dem Kopf die Tageszeitung. Schritte auf dem Kiesweg wecken mich. Ich richte mich auf, blinzele, lege die Hand über die Augen, doch bleibe geblendet. Der Torero kommt auf mich zu. Ich sehe die goldbestickte Jacke, die engen ebenfalls bestickten Kniehosen und verstaubten Halbschuhe, schwarze Haare, die außerordentlich glänzen; rieche Pomade, als er auf der Bank neben mir Platz nimmt.

Er blickt zur Sonne, sein Kopf sitzt hoch oben auf seinem geraden Rücken, die Hände hat er auf den Oberschenkeln abgelegt, seine gespreizten Finger umfassen die Knie.

„Ich hab’ auch schon Stiere getötet!“ sage ich leise, nur ein Geräusch, vor mich hin gedacht. Er sagt: „Früher haben wir keine Stiere getötet, nur selten eine Kuh.“ Ich nicke und beuge mich zu ihm, um mit der Hand auf seine Schulter zu klopfen. Seine Augen starren mich an. Dunkel, Schwarz. Ölige Strähnen fallen in die Stirn, er schiebt sie zurück; kehrt sich wieder zur Sonne.

Ein Wind weht von der Seite. In seinem Gesicht keine Bewegung, geschlossene Augen, lange Wimpern. Er bläst durch die Nase. Tiefe Atemzüge. Dann: Die Brust hebt sich, bäumt sich auf, die Hände auch, alles fällt in einem Ruck zurück. Es klatscht. Ich zucke zusammen. Seine Stimme aus dem Schatten über mir: „Ich muss los!“ Seine Finger kämten die Haare wieder über den Kopf. „Wohin?“ Er blickt zu mir herunter, verwundert: „In die Arena.“ Augenblicke vergehen. „Ich komme mit.“ Jetzt nickt er, die Mundwinkel herunter ziehend. Einverstanden. Ich stecke die Zeitung, die ich wohl nicht mehr lesen werde, in meine Jackentasche, stehe auf, nehme noch meine Wasserflasche in die Hand und halte sie ihm entgegen. Er kippt die Flasche über dem offenen Mund, bis das Wasser einen Moment fließt, setzt wieder ab. Die Flasche wieder in der Hand gehen wir los, er vor mir, einen Schritt.

Die Hände schwingen beim Gehen, meine sind in den Hosentaschen. Der Kies knirscht. Wir sind nicht schnell, eher gemächlich. Verlassen, die Treppen hinauf, den Park, der sich in einem ausgetrockneten Flussbett durch die Stadt windet.

Er biegt nicht ein in die Calle de Christobal Colon, sondern kreuzt durch die kleineren Straßen der Altstadt. Einige Entgegenkommende heben die Hand, senken ihn grüßend den Kopf. Erwidert er einen Gruß, bewegt er den Kopf seitlich nach unten, bestimmt schließt er dabei seine Augen. Manchen winkt er auch zurück. In seiner Stierkampftracht fällt er auf, in Valencia erkennt man ihn aber auch ohne sie.

Über die Schulter hinweg beobachtet er wenige Sekunden, wie ich hinter ihm laufe, seinen goldbestickten Rücken im Blick, die Gasse, die Passanten, Abendsonne. Mit beiden Augen zwinkere ich ihm zu. Wir gehen noch ein Stück. Bald halten wir vor einer Tür in einer vergilbten Fassade. Seine Hand an meinem Rücken drückt er mich hinein, holt mich ein, zeigt mit einer Bewegung, als schwinde er schon sein rotes Tuch, den Gang entlang, zum Hinterhof.

Der Hinterhof ist mit Backstein gepflastert, Gras wächst in den Rillen dazwischen. Aus einem Baststuhl weiter hinten winkt dem Torero ein Grauhaariger. „Du musst einen Moment warten!“ fordert er von mir, bevor er sich zu dem Grauhaarigen begibt. Ich stelle mich an die Wand neben der Hoftür, von wo aus ich die schmale Fläche überblicke. Sie küssen sich die Wangen. Der Alte scheint gebrechlich zu sein, denn er bleibt in seinem Stuhl, streckt sich nur ein wenig nach vorn. Der Torero, die Hände auf die Hüften gestützt, spricht mit ihm. Vermutlich die gewohnten Sätze, die man sich hier vor dem Stierkampf sagt. Er schaut zu mir herüber, in meine Augen. Es wird Zeit. Zum Abschied küssen sie sich noch einmal. Ich merke, dass ich gern hier bleiben würde, mich ausruhen bei dem Alten, plaudern, ein Glas Wasser trinken oder Wein, soll der Torero allein in seine Arena ziehen. Ich bleibe aber doch bei ihm, gehe ihm sogar voraus. Als er in der Haustür erscheint, versuche ich ihn nachzuahmen: mit angewinkeltem Unterarm und nach vorn abgenicktem Oberkörper weise ich den Weg. Es misslingt. Nachgiebig lächelt er mir zu, er hat trotzdem verstanden.

Auf der Placa del Ayuntamiento: Kinder rennen auf uns zu, schreien „toro toro.“ Ein Paar Jungen lösen sich aus der Schar. Langsam trauen sie sich heran. Einer hebt

seine Fäustchen links und rechts an die Stirn. Beide Zeigefinger richtet er auf den Torero, scharrt mit dem Huf den Dreck vom Asphalt. Das Kinn auf der Brust, springt er vor. Der Torero lässt ihn an seinem Bein abprallen, streicht ihm über den Kopf, lacht. Der Junge nimmt erneut Anlauf. Jetzt stellt sich der Torero auf, drückt seinen Brustkorb heraus, senkt den Kopf, bis seine Augen nur noch hinter den Brauen zu erkennen sind. Er wirft sein Tuch. Der kleine Menschenstier pirscht los. Vorbei. „Ole“ und Kinderkreischen. Der Torero schwingt das Tuch herum, dreht sich auf dem Hacken. Von vorn. Stier hechtet los, Torero hebt das Tuch, Stier unten durch. Ein anderer Junge wird zum Stier. Das Spiel wird wilder, ich bin vergessen. Mein Torero vollführt seine Pirouetten; so viel Eleganz. Ich trete näher. Jetzt galoppiert ein weiterer Stier von rechts heran. Das Tuch wird ihm entgegen geworfen, er rennt darunter hindurch, an mir vorbei, streift mein Bein. Der Torero dreht sich ihm hinterher, den Blick auf seinen Gegner gerichtet, sieht er mich nicht, bis ich plötzlich in seinem Blickfeld auftauche, abrupt bremst er ab, rutscht aus, fast stürzt er auf mich. Staub wirbelt auf.

Er bleibt sitzen, der Rücken jetzt krumm. Mit der Ferse haut er auf den Boden. Die Kinder sind weg, erschrocken vom Sturz dieses großen Mannes. Ich reiche ihm die Hand, die er greift und sich hoch zieht. Jetzt versucht er zu verbergen, dass er sich ärgert, presst aber einen Moment zu sehr die Kiefer aufeinander, was ihn verrät. Mit der flachen Hand schlage ich ihm den Dreck vom Oberarm und wische ihm eine seiner fettigen Strähnen aus dem Gesicht. Auch er will mir etwas Staub von der Brust klopfen, doch ich mache einen Schritt nach hinten. Er zieht seine Hand zurück. Ich schüttele mein Jackett aus, das es knallt, wedele es kurz herum, wie er sein rotes Tuch, bevor ich es mir über die Schulter werfe. Ich grinse ihm zu. Er erwidert mein Grinsen mit einer stummen, höflichen Grimasse.

Wir gehen weiter. Ich bleibe hinter ihm, er grüßt ab und zu jemanden, doch hält nicht mehr an. Er hat es eiliger, bewegt sich aber weiterhin mit ruhigen, langen Schritten.

Wir gelangen in die Calle de Jativa, vor uns der Bahnhof und zu dessen Rechten die Stierkampfarena, rund, aus rotem Ziegel gebaut. Der Eingang ist leer, die Ränge gefüllt. Die Menge erwartet den letzten Matador dieses Abends, einer von hier, aus Valencia, ein Held, sein Töten fast legendär. Hundert Meter vor dem Portal der Arena hält er inne. Er sieht sich um, ich hinter ihm. Diese Szene des stolzen Toreros vor seiner Arena im Abendlicht, sie gefällt mir. Pfeifen und Buhen schallen über den Platz. Er streckt sich, zieht seine Jacke zurecht und macht sich auf. Diesmal

geht er nicht mehr, er schreitet. Ich warte noch, bleibe zurück, betrachtete ihn auf dem Weg zu seinem Kampf. Vor dem Portal des Arenengebäudes macht er halt, will sich wohl verabschieden. Mich suchend guckt er sich um, erkennt mich in der Ferne. Ich hebe den Arm zum Gruß, er dreht ab und verschwindet im Dunkeln.

Wenig später steige ich zwischen den Zuschauerrängen hinauf. Ganz oben, in der letzten Reihe, finde ich einen mir passenden Platz. Unten ist es sehr voll, sehr eng. Hier bin ich beinahe allein. Ich interessiere mich nicht für die Zuschauer. Nachdem ich ein wenig Wasser getrunken habe, stelle ich die Flasche vor meine Füße, die Zeitung nehme ich unter den Arm. Ein Horn ertönt, die Menge applaudiert. Die letzte Runde, die Faena, hat begonnen.

Er tritt alleine in die Manege, trägt nun die schwarze Kappe, in der Hand den Degen und nun wirklich auch das dunkelrote Tuch. Der Kopf des Stiers hängt tief. Er rührt sich nicht. Schritt für Schritt stelzt der Torero auf ihn zu, die Kapelle spielt, sein Körper gespannt, er schwenkt sein Tuch, hin und her und hin und her, erst als der Stier seinen Kopf hebt, das Tuch fixiert, reißt er es nach vorn, ruft dem Stier etwas zu, reißt es noch einmal nach vorn. El Toro trabt los, beschleunigt. Das Tuch wischt über seinen blutigen Rücken. Die Spieße der Banderilleros springen auf und ab. Seine Vorderläufe geben nach, klappen ein, seine Hörner stechen in den Sand. Er wird empor gehebelt, steht senkrecht, fällt rücklings, die Beine ragen in die Luft. Er wirft sich herum, rappelt sich auf. Der Torero schon vor ihm, hin und her pendelt das Tuch. Verhaltenes Klatschen von den Rängen. Der Stier springt dem Tuch hinterher, es verschwindet vor seinen Augen. Der Torero zieht einen Kreis, spielt wie mit den Kindern auf dem Platz. Von Neuem. Stier hechtet los, Torero hebt das Tuch, Stier unten durch. Der Kopf des Stieres wird schwerer und schwerer. Nur noch Zentimeter über dem Boden, Sand fliegt bei jedem Schnaufen. Die rote Fahne pendelt hin und her, berührt seine Stirn. Plötzlich verschwindet sie. Ruhe, nichts passiert. Ich zähle: eins, zwei, drei. Kaltes Eisen blitzt, bohrt sich zwischen die breiten Schulterblätter, tief hinein, durchstößt sein Herz. Er sackt zusammen, stirbt, ist tot. Applaus, Olé.

An einem Strick schleifen ihn zwei Reiter hinaus aus der Manege. Nur eine Furche bleibt im Sand. Es wird geharkt, die weißen Markierungen nachgezogen. Die Arena wartet auf den nächsten Stier.

Nach dem Hornsignal, öffnet sich das Tor zum Kampfplatz. Ein schwarzer Stier bebt herein. Orientierungslos schaut er sich um. Ihm wird Orientierung gegeben; die Helfer des Toreros kommen hinter der Barriere hervor. Ihren purpurrot

und gelben Tüchern hinterher jagt er von einer Seite der Arena zur anderen.

Das Tor öffnet sich abermals, diesmal für einen bewaffneten Reiter auf einem gepanzerten Pferd. Der Stier greift an. Er rammt das Pferd, schiebt es mit beiden Hörnern durch den Ring, während der Picador von oben herab seine Lanze in das Stierfleisch schmettert. Rund um ihn flackern bunte Tücher, hetzen ihn weiter. Das Hornsignal. Zweite Runde. Sechs gestreifte Spieße werden in seinen Nacken geschlagen, festgehakt, schmücken ihn, tanzen in der Luft. Applaus. Die letzte Runde beginnt.

Der Stier steht allein in der Arena. Mein Torero tritt dazu. Sein Rücken gleicht einem gespannten Flitzebogen, der Hintern in den engen Hosen, den Kopf geneigt, als hätte auch er Hörner zu tragen. Er lockt den Stier heran, lässt ihn vorbei ins Leere preschen, Olé, eine Piruette für das Publikum. Heute ist es aus mit ihm, denke ich. Wieder lockt und reizt er den Stier, ruft ihm etwas zu. Wirft dem Kätzchen den Faden aus. Es schnappt danach. Daneben. Der Torero scheint nicht müde zu werden, immer wieder lässt er den Stier die Hörner ins Leere hauen. Führt dem Publikum seine Figuren vor. Ich kneife die Augen zusammen. Ein schwarzer Punkt springt an einem roten vorbei. Hin und her, ich klatsche. Jetzt hält er schon den Degen in der Hand. Der Stier scharrt mit dem Huf, huscht los. Das Tuch flattert, wartet auf den Stier, tanzt vor dessen Nase. Mein Torero lässt ihn einen Kreis ziehen. Wie stolz die beiden sind. Wir sind begeistert und klatschen. Ich rufe wie die anderen: „Olé“. Mein Torero

hebt das Kinn. Er sieht mich hier sitzen, als dunklen Fleck. Da bin ich wieder. Das stumpf geschliffene Horn des Stiers vor seiner Brust, ein Zucken des mächtigen Rumpfes - sein Auge noch auf mich gerichtet, hebt er ab, die Haut reißt auf, das Horn sackt durch den Brustkorb. Eine Puppe in der Hand eines wütenden Kindes. Ochschwanz und ölige Strähnen, purpur schimmernde Tücher; er sieht sie schon nicht mehr. Manche halten sich die Hände vors Gesicht, lugen durch die Finger hinaus.

Der Stier drückt den Toten in den gelben Sand, stochert, setzt nach, bis er endlich ablässt, abgelenkt vom nervösen Schimmern der flackernden Tücher. Man schafft die Leiche eilig aus der Arena; sie denken, er wäre noch zu retten.

Das Tier steht jetzt allein an der Barriere, unter ihm roter Sandschlamm, die Spieße hängen wie Ehrenbekundungen von den Schultern herab. So steht es dort unten. Ich steige die Ränge herab, erscheine vor der Barriere, trete durch den Sand auf es zu. Die schwarzen Kuhaugen verfolgen mich dabei. Meine Hand fährt den nassen Rücken entlang, so dass die dicken Haare Tropfen von Blut in die Luft schleudern. Wir warten. Die Helfer des toten Toreros warten. Dann sinkt der Ochse unter meiner Hand zu Boden. Einer kommt mit einem Dolch und haut ihn dem Stier ins Genick. Ich schaue noch zu, wie sie den schweren Körper aus der Arena zerren, dann wird es Zeit, dass ich gehe; bevor die herausströmenden Zuschauer den Ausgang verstopfen.



Erwin

von Finn Kirchner

Fangen wir vorne an. Als die Krise begann, machte er sich darüber lustig. Er hatte damit nichts zu tun, er war Immobilienmakler in Deutschland. Irgendwann war der Spaß natürlich zu Ende, immerhin verkaufte er noch nicht gebaute Häuser, in denen man zudem gar nicht wohnen oder arbeiten sollte. *Luftschlößer*, nannte er sie häufig, während er Interessenten über das Brachland führte, *Luftschlößer mit Wänden aus Buchgeld*. Bald war die Sache mit der Maklerei zu Ende, er suchte nach neuen Herausforderungen.

Die Bezeichnung in der Öffentlichkeit hatte sich von Immobilienkrise zu Finanzkrise gewandelt. Erwin sich vom Immobilienhai zum Finanzhai. Er hatte sich eine Mischung aus Schneeball- und Pyramidensystem überlegt, auf das – und jetzt kommt's – nicht bescheuerte Rentner sondern – aufgepasst! – Banker hereinfallen sollten. Er hatte einen Fonds im Angebot, dessen Eigenheit es war, dass er immer abwechselnd Aktien einer Firma und dann die der Konkurrenz orderte. Tennissystem! Fielen die Deutsche Bank-Aktien, kaufte er mehr von der Dresdner. Fiel Daimler, kaufte er BMW. Und wieder umgekehrt. *So geht das hin und her, erklärte er, und am Ende gewinnt Carl-Uwe Steeb. Mmmhahaha*. Am Anfang sagte er Boris Becker, aber eine Unterlassungsklage zwang ihn, auf Steeb zurückzugreifen. Bald war's auch egal.

Ich hatte bei beidem mitgemacht und war finanziell recht angeschlagen. Obwohl ich schon in eine kleinere Wohnung gezogen war und meine Haustiere abgeschafft hatte, reichte das Geld vorne und hinten nicht. Erwin hatte mir Kreditgeber vermittelt, die jetzt immer öfter Mitarbeiter vor meine Tür schickten, um das Geld einzutreiben, das wir verloren hatten. *Diese Albaner*, hatte Erwin gesagt, *die geben dir jede Summe, die du willst. 50 Jahre Kommunismus, woher sollen die was von Investment verstehen?* Also hatte

Erwin die Idee, die Albaner ein bisschen zu melken, wie er es nannte, und jetzt hatten wir den Salat. Mein Unterarm wuchs krumm wieder zusammen, weil Erwin mich überredete, die Praxisgebühr zu reinvestieren.

Erwin ging es auch nicht gut. Das sah man, seine Augen schwellen langsam zu Schlitzten. Immer öfter hatte er plötzliches Nasenbluten. Aber als Profi ließ er sich davon nicht beeindrucken. *Momentan gibt's Traditionsbetriebe zum Schleuderpreis*, sagte er, *willkommen am Wühltisch der Weltwirtschaft*.

Eigentlich hatte ich weder Lust noch Kapital. Doch er erklärte mir alles. Wir waren in einer Jan Ullrich-Position, wie man in der Finanzwelt sagt. *So wie Ulle die Lücke zwischen Merckx und Armstrong nutzte, so schleichen wir uns zwischen Amerika und China*. Ich hatte Jan Ullrich immer gemocht, und so verkaufte ich eine Niere. Erwin steckte das Geld in einen mittelständischen Gewürzbetrieb. Zwei Drittel gehörten nun uns, der Betrieb stand, ehrlich gesagt, kurz vor dem Aus. Erwin war aber guten Mutes. *Hedgofonds machen nicht satt, Rinderfonds schon*. Ein Teufelskerl, dieser Erwin!

Weil wir unwissend auch zwei Drittel der Schulden der Firma mitgekauft hatten, mussten wir die Gewürze bald sein lassen. Das hatten wir nicht gewusst. Erwin, der Fuchs, schenkte die Firma zur Zinstilgung den Albanern. Dann tauchten wir ab. Mit falschen Namen, Erwin hieß jetzt Egon, landeten wir den nächsten Coup. Beziehungsweise Egon, der geniale Hund, landete ihn, ich war seit der Nierengeschichte bettlägerig. Keine zwei Wochen brauchte dieser Genius, da hatte er den Fuß wieder in der Tür der oberen Zehntausend. *Gebrauchtwagenhandel im ganz großen Stil*, versprach er mir, *mit der Squash-Taktik. Was andere abwracken, kaufen wir auf. Dann verkaufen wir die Kisten als Neuwagen und bekommen dafür neue Wracks*. Ich war beeindruckt, mehr noch: Ich verehrte Egon. In dieser Halbglatze steckte mehr Geschäftssinn, als an der ganzen Wall Street zusammen.

Dass der Plan nicht funktionierte, war nicht Egons Schuld. Es fehlte einfach an Kapital, und die Albaner, die ich nochmal aufgesucht hatte, sahen da auch keine Möglichkeit. Ich dagegen sah nach dieser Aktion gar nichts mehr, weil die Albaner meine Augen als Pfand einbehalten hatten.

SOMMER IN DER STADT '2009

Das Osnabrücker Sommerkulturprogramm

Zum Anschauen:

Do., 4. Juni & Do., 11. Juni: Campus-Kino*

4.6.: Kurzfilmrolle 11.6.: JUNO
Caprivi Campus, Innenhof 3 "Kommunikation",
Einlaß 21:30 Uhr, Einheitspreis 4,- EUR

Do., 9. Juli: Kino auf der Vitischanze*

Jacques Tati: Mon Oncle
Terrasse der Vitischanze
Einlaß 21:30 Uhr, Einheitspreis 4,- EUR

*In Kooperation mit der Fachhochschule Osnabrück

Fr., 19. & Sa., 20. Juni: Schlossinnenhofkino*

Fr: Der Knochenmann Sa: Happy-Go-Lucky
Schlossinnenhof, Neuer Graben
Einlass ab 21:30 Uhr, Eintritt 5,- / 4,- EUR

*In Kooperation mit der Initiative Unifilm

Zum Zusehen und -hören:

Dienstag, 2. Juni: Dota & die Stadtpiraten

Die "Kleingeldprinzessin" mit Band
Haus der Jugend - 20:00 Uhr
Eintritt: VVK 7,- zzgl. Gebühr/ AK 10,-/8,- EUR

Kultur im Innenhof - Open Air im HdJ

Kleinkunst, Kabarett, Musik & Comedy
08.07. Wolfgang Trepper - Halt ma eben
15.07. Ass-Dur - 1. Satz Pesto
22.07. Martin Lüker - Danke Heinz (Erhardt)
29.07. Weltkritik - Musikkabarett
05.08. Erik Lehmann - ... wünscht Gute Besserung!
12.08. Lothar Bölck- ÄTSCHING
19.08. Kabarett-der-rote-Stuhl

Eintritt: VVK 11,- / AK 13,- EUR
Innenhof-ABO "5 aus 7" - 40,- EUR
Haus der Jugend - immer Mittwochs 20:00 Uhr

Samstag, 15. August: Folk im Viertel

Das Osnabrücker Altstadtfest - Musik in allen
Gassen. 20 Uhr: "Luftmentschn" im Haus
der Jugend. Lagerhalle 22:30 Uhr: "Polkaholix"
Heger-Tor-Viertel, ab 19 Uhr, Eintritt frei!

Zum Zusehen, Hören und Mitmachen:

Samstag, 1. August: Die Goldene Säge 2009

Das 15te Osnabrücker Straßenmusikfest
Innenstadt 10 - 16 Uhr, Haus der Jugend ab 18 Uhr
Eintritt frei! Wer mitmachen möchte: Anmeldung
unter 0541 / 28956 oder auf der FOKUS-Webseite

Mehr Infos unter www.fokus-os.de und im
Programmheft "Sommer in der Stadt 2009"

FOKUS e.V., Gr. Gildewart 6-9, 49074 Osnabrück
Telefon 0541/28956 Mail: post@fokus-os.de

Erich, wie er jetzt hieß, tat mir leid. Ohne die Krise wäre dieser Mann jetzt ein deutscher Trumpf, mindestens. Ein süperber Krösus, den allein das Siechtum der Krise sabotierte! Aber Erich wäre nicht Erich gewesen, wenn er nicht bald den nächsten Coup in der Hinterhand gehabt hätte: *Energiewirtschaft. Atom UND Kohle*, offenbarte er mir, *und zwar nach dem Wrestling-System. Wir zetteln Schaukämpfe zwischen den Lobbys an. Wenn die Politik sich dann auf eine Seite schlägt, ist das ganz sicher unsere*. Immens kolossal! Wir investierten meine Invalidenrente in eine Pistole, und Erich besorgte bei den Albanern Geld. Das steckten wir in die Stromerzeugung, dass es nur so qualmte. Emil, wie er jetzt hieß, besorgte mir sogar eine Pflegerin. Der Samariter, Gott möge ihn zum Primus kuren!

Als sie ihn schnappten, lag ich gerade vor dem Fernseher und hörte zu. Betrüger nannten sie ihn, aber sie meinten es positiv. *Halsabschneider, Hochstapler, Lump und Hyäne*, voll Ehrerbietung. Geschrei und Wirrnis war zu hören, doch plötzlich, durch Tumult und Wirrwarr hindurch, vernahm ich sein Organ: *Ich kenne keinen schieß Erwin!* Sein Bild keimte vor meinem inneren Auge. Und wie, er war zornig ob dieses schabigen Traras, der lumpigen Mätzchen dieser odiiösen Lakaien. Emil zürnte, stemmte sich empor in wogende Tollwut, monolithisch verwachsend mit aufgedunsener Inbrunst, den psychedelischen Kosmos des Gezähmten als trunkenen Wucher übermannend, juchzende Gloria im Livree des Dutzendgesichts, doch immerfort ruhmloser Heerführer des doppelbödig Orthodoxen, Gipfel des Drangs, Lust der Leistung, auf der profanen Scholle säkularer Öde verhunzelter Gast, unweigerlich berufen zum energischen Bersten der von Eselei durchtränkten überratzten Scharen morscher Trugbilder. Ich lächelte.

Gedichte zum Untergang von fast Allem

von Olker Maria Varnke

Die Made

frei nach Heinz Erhardt

Hinter eines Baumes Rinde
Wohnt die Made mit dem Kinde.
Umgeben tut sie dichter Qualm,
Das ist schlecht, denn hinzu all'm
Kommt als Katastroph'
Der fehl'nde Sauerstoff.

Ursache von der Misere
Ist – das Raten fällt nicht schwere –
Das menschlich Wesen Ungeheuer
Finanziert durch uns're Steuer.

Und schon steht der Stamm in Flammen
Weicht von Hinnen für die klammen
Leeren Portemonnaies der Bauern,
Die dies nicht einmal bedauern.
Zwanzig Jahre oder zehn,
Länger wird man hier nicht sähen.
Schon das nächste Wäldchen steht bereit
Für des Menschen Feldarbeit.

Hinter keines Baumes Rinde
Fehlt jede Made, jedes Kinde...

Der Waldkönig

frei nach Johann Wolfgang von Goethe

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Wildhengst mit seinem Kind.
Hinter beiden dröhnen und pfeifen
Kanonenkugeln, Raketen und Reifen.

„Was soll dieser Humbug?“, fragt das Kind.
„Es ist der Alte, es heißt, er spinnt!“
Es folgen beiden Fuchs und Wiesel,
Auch jenen stinkt der faule Diesel.

Alles Getier verlässt den brenn'den Wald,
Auch wenn es im Felde ist bitterkalt.
„Vater, Vater! spricht da das Fohlen,
Lass mich die Mama nur rasch holen!“

„Junge, mein ein und alles, geh nicht!“
„Doch Vater, s'ist meine Pflicht!“
Spricht's, geht und ward nimmer mehr geseh'n.
So bleibt der Vater weinend steh'n.

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen Fuchs, Katz und Rind,
Erreicht den Hof auch nicht mit aller Not,
Er, seine Arme und die andern sind tot.



Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland

frei nach Theodor Fontane

Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland,
Ein Birnbaum in seinem Garten stand,
Und kam die goldene Herbsteszeit
Und die Birnen leuchteten weit und breit,
Da stopfte, wenn's Mittag vom Turme scholl,
Der von Ribbeck den Kindern die Mäuler voll.

So ging es viel Jahre, bis lobesam
Ein ums and're Kinde ums Leben kam.
Man sah ihr Ende. 's war Herbsteszeit,
Wieder lachten die Birnen weit und breit;
Da sagte von Ribbeck: »Was ist nur los?
Die Birnen sind so merkwürdig groß!«
Und drei Tage drauf, aus dem Doppeldachhaus,
Wuchsen Birnenbäume hinaus.
Alle Bauern und Büdner mit Angstesgesicht
Sangen »Jesus meine Zuversicht«,
Und die Kinder klagten, das Herze schwer:
»Wat is dat nu? Wat sin dat nu für Beer?«

So klagten die Kinder. Das war nicht recht -
Ach, sie kannten den alten Ribbeck schlecht;
Weit unter dem Hause, im alten Bergwerksstollen,
Brachte von Ribbeck Atommüll zum Rollen.
Dies alles freilich für ein gut's Leben,
Wer viel hat, der kann viel geben.
So leuchtet's nicht nur in der Herbsteszeit
auch lang nach von Ribbeck weit und breit.

Es spendet Segen noch immer die Hand
Des von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.

Die Vorstellung, auf einer Parkbank zu sitzen

von Kalle Kalbhenn | Illustration: Alice Socal

Er dachte darüber nach und fand den Gedanken reizvoll. Die Vorstellung, immer auf einer Parkbank zu sitzen; immer auf der gleichen Parkbank zu sitzen, egal in welchem Park, wichtig wäre nur, die Bank auf der er dann immer säße und das Einzige täte, wozu er noch Lust hätte: Nicht zuzuhören, keine Antworten zu geben.

Auf der Parkbank würde er sitzen, mit Apfel in der einen und Buch in der anderen Hand. Immer dabei, eine Jutetasche voller Bücher und einen Bleistift, um die guten Stellen zu markieren. Menschen würde er nur notfalls beachten, notfalls wäre nie. Es gäbe dort keine Telefonzelle, kein Faxgerät und auch nicht dieses Internetz. Nix dergleichen, aber so sollte es dort sein, auf der Parkbank, wo er nur sitzen und weder zuhören noch antworten würde.

Die Parkbank würde er teilen. Außer ihm wären noch einige Eichhörnchen und Dachse vor Ort, die Bank als ihr Zentrum. Die Tiere würden sich zu beschäftigen wissen. So holten die Eichhörnchen immer neue Vorräte an Nüssen heran, um sie zu vergraben und dann direkt zu vergessen, wo sie sie vergraben hatten. Die Dachse würden den ganzen Tag schlafen und nur selten einen Blick in die aktuelle Tagespresse werfen, weil nichts passierte und wenn doch etwas passierte, dann zumindest nichts, was von Belang wäre. Die Dachse könnten sich nicht daran erinnern, dass irgendwann einmal etwas Spannendes passiert wäre. Wenn die Menschen aufgeregt durch den Park liefen, dann wussten die Dachse, dass es keinen Grund gibt, aufgeregt durch den Park zu laufen, dass nur wieder jemand etwas Dummes gesagt hat, was ein anderer geglaubt hat. Manchmal würden die Dachse den Finanzteil der FAZ lesen und sich über den Wertverlust der VW-Aktie freuen, denn darauf hätten sie gewettet. Aber auch das wäre ihnen ziemlich egal.

Er würde einen besten Freund haben, einen großen Laib Brot, der tagtäglich neben ihm auf der Parkbank Platz nähme. Ein übergroßer Laib Brot, mit dem er sich im Laufe der Jahre anfreunden würde, nachdem er bemerkt hätte, dass der große Laib Brot Adorno studiert. Dann würden sie sich unterhalten, über *Minima Moralia*, der Laib Brot und er. Nicht darüber, wie es ihnen gesundheitlich geht oder wie das Wetter so ist. Das könnten sie sich schließlich auch denken und sie wüssten, dass der andere es sich auch denkt. Einzige Gesprächsthemen wären Literatur und Philosophie. Der Laib Brot hätte Werke von Hegel, Kant und Schopenhauer dabei, in der Jutetasche lägen Nietzsche, Derrida und Foucault bereit.

Neben diesem Interesse würden die beiden noch etwas anderes teilen, etwas, das nicht greifbar ist und das sie eventuell gar nicht bewusst teilen würden. Sie würden eine unterschwellige aber stets gegenwärtige Sehnsucht in die Ferne teilen. Dabei würden die Gedanken des Mannes immer wieder an ferne Orte schweifen, weil er glaubte, nur in der Ferne zu sich selbst zu finden; nur in der Ferne, an einem anderen Ort.

Der Laib Brot würde vielleicht zeitgleich geplagt von Fernweh in Gedanken versinken, er hatte sich einst beim Besuch eines russischen Wanderzirkus in eine seiltanzende Braunbärendame verliebt und wüsste, dass diese irgendwo in der Ferne auf ihn wartet. Richtiges Wissen wäre es nicht, aber er würde es zumindest hoffen. Und so wäre es auch tatsächlich, aber das spielte keine Rolle. Erwähnt sei an dieser Stelle nur, dass sie beide bis an ihr Lebensende aufeinander warten würden. Vergeblich, denn beide blieben sitzen. Der Laib Brot auf der Bank, die Braunbärdame in ihrem kleinen, beschissenen Gitterwagen. Sie würden sich lieben, wenn auch nur in Gedanken. Aber es würde auf Gegenseitigkeit beruhen, zumindest das würde es.

Auf der Parkbank säße er lesend, müsste niemandem zuhören und keine Antworten geben. Doch eines Tages würde ein besonderer Tag sein, dann, wenn zum ersten Mal ein anderer Mensch auftauchen würde, den er nicht sofort verabscheute, jemand, den er schon einmal gesehen hatte. Er hatte den Mann zum ersten Mal im Freibad gesehen, als dieser dort Pommes in der Tüte aus seinem Bauchladen heraus verkaufte. Er schaute immer voll Sehnsucht den Turmspringern zu,

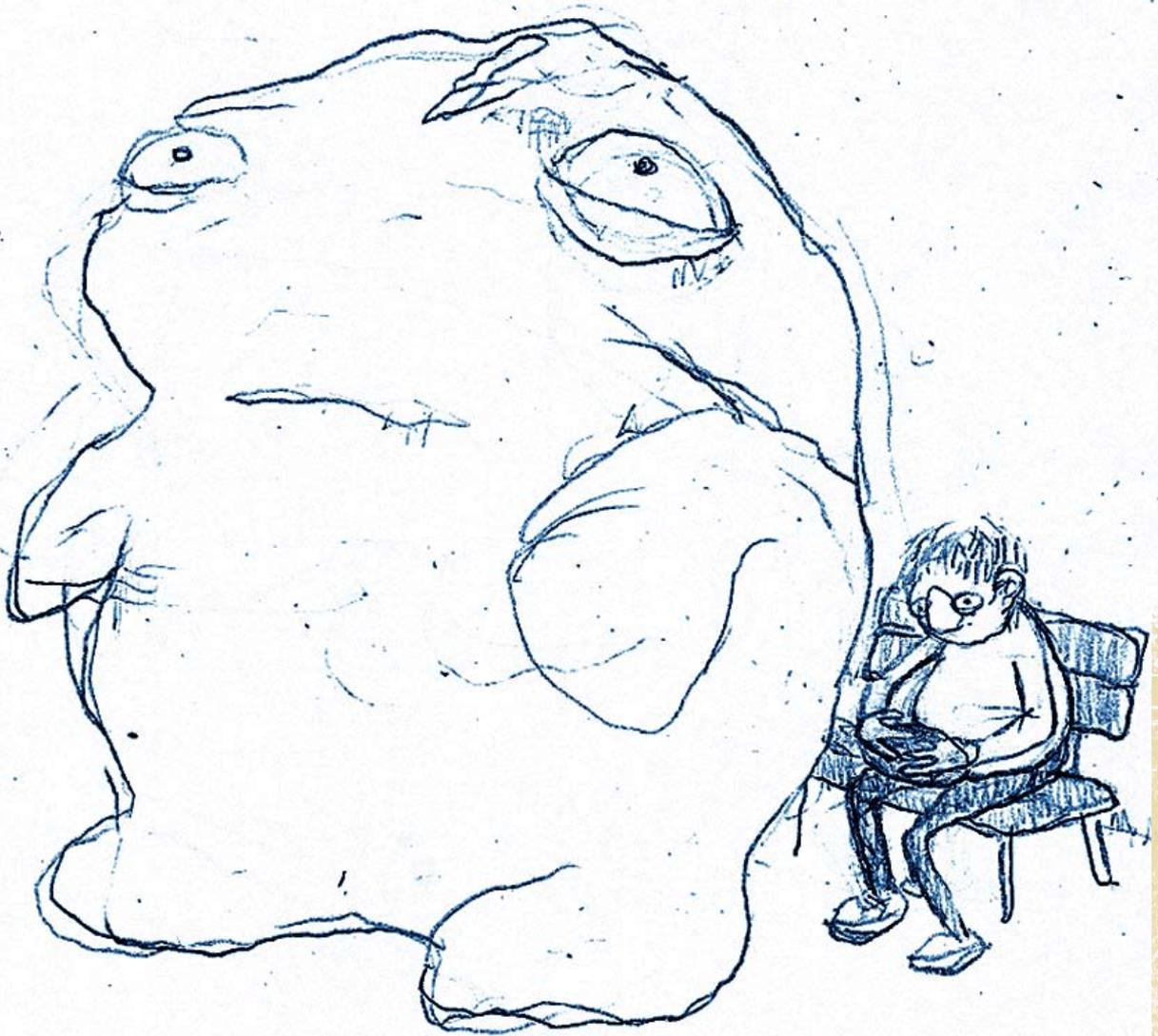
bis er einmal all seinen Mut zusammen nahm und in voller Montur und mit seinem Pommesfröttiergerät vorneweg vom Turm sprang. Danach hatte er ihn im Freibad nie wieder gesehen. Nun würde er ihn im Park sehen, wie er eine große Skulptur hinter sich herzieht. Er stellte die Skulptur in die Nähe des Flusses, guckte sich schüchtern um und verschwand.

Der Mann würde sich dann von der Bank erheben und die Skulptur betrachten.

Die Skulptur würde einen Fuchs darstellen. Sie wäre aus Dosen errichtet und würde mit der Nase in Richtung des Flusses zeigen. Dem Fluss, der die Stadt verlässt in Richtung Quelle oder Meeresmündung, dahin,

wo es keine Dosen aufzusammeln gibt, weil es dort keinen gibt, der Dosen wegschmeißt, weil es dort auch keinen gibt, der Dosen kauft oder verkauft. Dorthin, wo niemand den ganzen Tag in erfundenen Räumen verbringt, sondern sich alle dort treffen, wo man sich zur Not auch direkt in die Fresse hauen kann. Zur Quelle also oder zur Mündung ins Meer. Das wäre die Entscheidung, die der Mann an dieser Stelle zu treffen hätte, aber der Mann ist nicht entscheidungsfreudig und es müsste sich erst noch zeigen, wie es in diesem konkreten Fall weitergehen würde. Ob, und wenn ja, wie sich der Mann entscheiden würde.

Es würde sein Leben verändern.



Nieder mit dem Eskapismus!

von Judith Kantner

Jeder flieht auf seine Weise. Das musste ich zumindest feststellen. Ich ging eines kalten, fiesen, regnerischen Wintertages durch die Straßen. Früh morgens, denn ich hatte eine Mission. Mich beschäftigte die Frage: Wer flüchtet wie aus dieser Welt, an einem Tag, an dem die Sonne nicht scheinen wird?

Es ist acht Uhr früh. Der Supermarkt am Neumarkt öffnet gerade seine Türen. Hinein drängen sich Leute. Leute, die Hunger oder Durst haben. Der Mann vor mir mit einer ziemlichen Fahne hat allem Anschein nach Durst. Er kauft sich zwei Alibibrötchen und dazu zwei Flachmänner und die Zeitung. Die BILD. Er wird sich gleich nach Hause an den Frühstückstisch setzen, auf dem neben der Marmelade wahrscheinlich noch die Flasche Schnaps vom Vorabend stehen wird. Dazu wird er eine Zeitung lesen, in der viele Dinge stehen, aber keine die Menschheit bewegenden Themen. Mittags wird er sich den Trivialjournalismus voraussichtlich mit zwei weiteren Flachmännern schön trinken. Er wird zuhause wahrscheinlich keinen Menschen haben, mit dem er frühstücken kann, der ihm einen guten Morgen wünscht und ihm einen Kuss gibt.

Ich kaufe mir ein Brötchen und schlendere weiter durch die Straßen.

Es fängt wieder stark an zu regnen. Ich werde nass. Setze mich an den Busbahnhof und esse mein Brötchen. Weil mir kalt wird, steige ich in den nächstbesten Bus. Der fährt mich nach Atter. Ich spaziere um den Rubbenbruchsee. Dort begegnet mir ein Jogger. Der läuft und läuft und läuft. Bereits die dritte Runde. Ich stelle mich ihm in den Weg und frage, ob er vielleicht vor irgendetwas wegliefe. Er schiebt mich beiseite und brüllt. Ich solle mich um meinen eigenen Dreck scheren und lieber mal selber Sport treiben. Das würde nämlich entspannen. Sein Kopf ist dunkelrot und eine Ader an der Stirn schwillt an.

Ich fahre zurück in die Stadt und kaufe mir einen Regenschirm. Weil mir sehr kalt ist und ich nass bin, gehe ich in die Unibibliothek. Unten an den Computern sitzen einige Studenten. Die Hälfte der Studierenden surfte sich durch eine einschlägig bekannte Internetcommunity. Heutzutage pflegt man Kontakt nicht mehr vis-a-vis. Ich setze mich in die Kantine und trinke einen schlecht riechenden Automatenkaffee.

Mir ist langweilig, deshalb rufe ich eine Freundin an. Sie ist nicht ganz bei der Sache. Auf die Frage, was sie denn gerade treibe, erwidert sie, dass sie gerade eine ganz tolle Internetseite aufgegabelt habe, bei der man Markenklamotten für wenig Geld bekomme.

Außerdem ersteigere sie gerade ein Linkshänder-Bügeleisen und eine DVD, die sie voraussichtlich morgen Abend mit ihrem Freund ansehen werde. Die Abendgestaltung der beiden verläuft ziemlich monoton. Entweder wird Wii gespielt oder DVD geguckt. So ist das, wenn man sich nicht mehr viel zu sagen hat. Im Hintergrund läuft eine Dauerwerbesendung. Ich weiß nicht so recht, was ich von ihrer konsumfreudigen Freizeitgestaltung halten soll. Für einen Kaffee mit mir hat sie jedenfalls keine Zeit. Ich schalte mein Handy aus.

Mittlerweile ist es 14 Uhr durch. Ich bekomme Hunger. Rauche aber lieber eine Zigarette.

Mein Regenschirm und ich schlendern durch die Straßen. Vorm Dom bleib' ich stehen. Ich gehe hinein und beobachte ein junges Mädchen, das vor einer Pietà kniet. Schließlich setzt sie sich. Ich setze mich neben sie. Ich frage, ob sie Kummer habe. Nein, den habe sie keinesfalls. Sie sei sehr glücklich. Maria habe ihr mitgeteilt, dass sie nun bereit sei für ein Leben im Kloster. Sie habe ein Zeichen bekommen. Maria sei ihr letzte Nacht erschienen und sie habe ihr dafür nun gedankt. Ich frage sie, ob ein so junges, hübsches Ding wie sie nicht lieber etwas aus ihrem Leben machen wolle. Ihre Augen funkeln mich an. Nein, nein, allein Gott fühle sie sich verpflichtet und sie werde nun ein reines Leben führen. Dann verfällt sie wieder ins meditative Gebet. Dabei hält sie fest einen Rosenkranz in den Händen. Ich verabschiede mich, wünsche ihr alles Gute. Sie nimmt mich schon nicht mehr wahr.

Ich gehe über einen Parkplatz. Ein Auto hupt wie wild. Eine Frau brüllt aus dem Fenster. Was mir denn

einfallen würde, hier einfach so herum zu schlendern. Dass ich hier den ganzen Verkehr aufhalten würde, dass ich mir mal überlegen sollte, dass ich nicht allein auf dieser Welt sei. Sie gestikuliert noch etwas vor sich hin, gibt Gas und fährt mich fast über den Haufen.

Ich bin ziemlich erschöpft. Entschließe mich dennoch dazu, einen kleinen Waldspaziergang einzulegen. Dort sind allerdings so große Pfützen, dass ich kaum weitergehen kann. Es riecht nach Waschmittel. Das kann doch nicht stimmen. Ich springe in die nächstbeste Pfütze, springe auf und ab. Es bildet sich seltsam gelber Schaum. Schließlich mache ich mich endgültig auf den Nachhauseweg.

In meiner Wohnung angekommen, schmeiße ich meine nassen Klamotten in die Ecke, dusche lange, lege mich auf die Couch und stelle den Fernseher an. Ich gucke drei Soaps hintereinander und tauche ein in eine Welt voller Intrigen und Herzschmerz.

Ich bin wohl eingeschlafen. Als ich aufwache ist es 21 Uhr. Es blitzt, dann donnert es kräftig. Alle Lichter gehen aus. Aus der Nachbarwohnung höre ich lautes Fluchen. Ich suche mir Kerzen und zünde sie an. Da ich heute fast mit niemanden gesprochen habe, fühle ich mich sehr einsam. Normalerweise mag ich Gewitter und auch Stromausfälle. Da wird man irgendwie zurückgeworfen und ist dazu gezwungen, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Alles ist seltsam still. Keine Glotze, der Akku vom Laptop hält auch nicht ewig.

Es klopft an meiner Wohnungstür. Mein Nachbar. Ob ich zufällig ein paar Kerzen übrig hätte. Klar, die habe ich. Irgendwie geraten wir ins Quatschen und irgendwann bitte ich ihn herein. Nach zwei Stunden müssen wir feststellen, dass wir nicht nur den gleichen Musikgeschmack haben, sondern auch denselben Lieblingsitaliener und in denselben Sportclub gehen. Als der Strom nach ein paar Stunden wieder fließt, kochen wir uns einen Tee. Es ist schon spät geworden. Wir verabreden uns, morgen zusammen zum Sport zu gehen und verabschieden uns herzlich.

Ich schließe die Tür und lächle. Komisch, vor ein paar Stunden hatte ich noch das Gefühl, dieser Mensch könne mich überhaupt nicht ausstehen und deshalb konnte ich ihn auch nicht ausstehen. Der hat doch immer so komisch geguckt, oder nicht? Das Gleiche hat er auch gedacht.

Mein Nachbar und ich verstehen uns seither blendend. Wir unternehmen viel zusammen. Es macht plötzlich mehr Spaß in dem Haus zu wohnen als vorher, als ich niemanden kannte. Und alles nur, weil der Strom für

ein paar Stunden ausgefallen ist und jeder für kurze Zeit mal nicht seinem Alltagsstrotz nachgehen konnte. In solchen Momenten merkt man komischerweise erst, wie still und einsam es um einen herum eigentlich sein kann, wenn Glotze und Co. mal ruhig sind. Man wundert sich darüber, wie dankbar man plötzlich für simple Gebrauchsgegenstände wie Teelichter sein kann.

Vielleicht hat die momentan wütende Wirtschaftskrise ja auch ein bisschen etwas von einem Stromausfall.



Die Auslöschung der Menschheit & allen Lebens auf der Erde

von Urs Ruben Kersten | Illustration: Christian Reinken

Wofängt der Spaß an, wo hört der Ernst auf? Kann man Ironie ironisieren? Und wer könnte so etwas überhaupt wollen? Und warum? „Sind ökonomisch oder ethnisch motivierte Eroberungskriege eher als ‚positive Raumbewegungen von Geschäftsleuten‘ zu bewerten oder als ‚negatives Umherschweifen von Vagabunden‘“ (Ludger Pries)? Dies sind Fragen, die mit Sicherheit nicht jeden von uns tagtäglich beschäftigen, eines jedoch ist ihnen gemeinsam: Sie drängen. Fangen wir also von vorne an.

„Wahrscheinlich ist eh wieder ein Haufen nerviger Leute anwesend. Da hat man gar keine andere Wahl, als sich gnadenlos wegzuspritzen. Immer von oben rein in den Schacht.“

Ich weiß genau, wovon er spricht, ich kenne diese Leute. Gerade in diesem Moment sitzt einer von denen an meinem Tisch. Ich nicke mit dem Kopf und lächle wissend.

- „Ja, ich muss dir uneingeschränkt Recht geben. Auch noch eins?“

Mein Gegenüber signalisiert Zustimmung. Ich bedeute der Bedienung, dass wir zwei Neue brauchen.

- „Und zwei Wodka!“

Kein Herrengedeck im klassischen Sinne, aber Korn kann kein Mensch guten Gewissens trinken, genauso wenig wie Gezapftes. Der Wodka ist eisgekühlt, widerlich. Spirituosen sollten auf Zimmertemperatur genossen werden, der Geschmack kann sich so erst richtig entfalten. Wer seinen Wodka ins Gefrierfach legt, der kann ihn sich auch gleich intravenös spritzen, das schmeckt ebenfalls nach nichts. Während mir diese Gedanken durch den Kopf schießen, führt mein

Gegenüber die Unterhaltung erbarmungslos weiter. Er braucht mich dafür gar nicht.

- „Zwei Neue und zwei...“

Tequila? Sambuca? Jägermeister! Ekelhaftes Schwein. Nun gut, ich lasse mich selten zweimal bitten. Mein gegenüber ist ebenfalls einer von den Menschen von denen man behauptet, dass sie nicht reinspucken. Das ist auch das einzig Positive, dass man von ihm behaupten kann. Und vielleicht, dass er ein gutes Händchen bei der Wahl seiner Trinkpartner beweist, das ist allerdings auch schon alles. Ich lächle, nicke und schütte die klebrige, braune Flüssigkeit in mich hinein. Schnelles Nachspülen ist hier unerlässlich. Ich leide mit meinen Geschmacksnerven, und sie leiden mit mir. Weizenbier, Weizenbier, warum eigentlich immer Weizenbier?

- „Zwei Neue!“

Es ist egal. Es macht nichts. Die Zeit vergeht wie im Fluge, wenn man sich vergnügt. In nicht allzu ferner Zukunft sollten wir uns in Richtung der Party bewegen, man erwartet uns dort. Wir sollten bei unserer Ankunft nicht betrunken sein als der Rest der Anwesenden, das schickt sich nicht. Allerdings verfügt unter den geladenen Gästen keiner auch nur im Ansatz über gute Manieren, wozu also all die Mühe? Ich trage das Gastgeschenk in einer weißen Plastiktüte bei mir. Wenn ich es etwas geschickt anstelle, kann ich es mir zu großen Teilen selbst einverleiben, ohne dass es bemerkt wird und ich als Schmarotzer geoutet werde. Ein paar ansehnliche junge Damen werden sicherlich auch zugegen sein. Entwürdigende Balzrituale, testosterongeschwängerte Partyluft, das volle Programm. Ich freu mich drauf, ich freue mich darauf, ja ich freue mich schon außerordentlich darauf... Mein Gegenüber blickt mich fragend an. Verdammt, sollte er sich tatsächlich nach meiner Meinung zu einem Gegenstand erkundigt haben? Das passt überhaupt nicht zu diesem selbstverliebten Arschloch.

- „Ja, ich muss dir uneingeschränkt Recht geben. Auch noch eins?“

Mein Gegenüber signalisiert erneut Zustimmung. Gerettet. Nein, keinen Schnaps, der Abend ist noch lang. Wir prosten uns zu und trinken zügig. Ich lasse

meinen Blick durch das Lokal schweifen um festzustellen, ob schon jemand zu rauchen angefangen hat. Nein, es ist offenbar noch zu früh, zehn Uhr abends, eindeutig zu früh.

„Party?“

Mein Gegenüber hebt eine Augenbraue und fixiert mich. Ich fühle mich überrumpelt.

- „Party?“

Ungläubig erwidere ich seinen Blick und schüttele den Kopf.

„Zu früh?“

Eindeutig. Zehn Uhr abends, was ist nur los mit dem Kerl? Offenbar erkennt er, dass er fehlgetreten ist.



- „Zwei Neue!“

rufe ich entwaffnend gegen die Theke. Ich blicke mein Gegenüber fragend an, sein Blick verrät Zustimmung. Zwei Jäger... Nein, Jägermeister ist ausgegangen, welch ein Glück. Ein schneller Blick in die Karte offenbart, dass dieses Haus auch Obstbrände führt. Bevor mein Gegenüber Einwände erheben kann, wird uns auch schon ein mittelmäßiger Grappa aufgetischt. Immer noch besser als dieser brechreizerregende Abklatsch von einem Kräuterlikör. Wem solch eine schnapsgewordene Entgleisung mundet, der trinkt auch Fernet mit Süßstoff. Beim Gedanken an diese Leute kann ich nichts empfinden außer Ekel und Verachtung. Die Aussicht einer ganzen Rotte solcher Unpersonen ausgesetzt zu sein, lässt mich jedoch erstaunlich kalt. Mögen sie in einem Meer von bunten Likören ersaufen. Ich werde lächelnd am Ufer stehen und Ouzo in die Brandung gießen. Mein Gegenüber sieht mich fragend an. Sollte ich meine Gedanken etwa laut geäußert haben? Ich sehe mich um. Starren die beiden vom Nebentisch mich an? Und warum ist die Musik plötzlich verstummt? Warum hat die Thekenkraft mit dem Gläserspülen aufgehört? Schweigeminute für Charles Bukowski? Schweiß rinnt über meine Stirn. Ich wende mich meinem Gegenüber zu.

- „Zwei Neue?“

frage ich mit zitternder Stimme. Ein knappes Nicken setzt den Fluss der Zeit unvermittelt wieder in Gang. Aschenbecher? Gern, danke. Ich fahre mir mit der rechten Hand durch das Haar und ziehe an meiner Zigarette. Am Nebentisch äußert jemand lautstark, er habe ja an und für sich gar nichts gegen Ausländer, aber... Mein Gott! Kann man hier denn noch nicht einmal einen gepflegten inneren Monolog führen? Oder wenigstens einen ungepflegten? „Alle Bosheit kommt von der Schwachheit“, hat Rousseau mal geschrieben. Ist dem so? Oder reicht Dummheit vielleicht aus, um Bösartigkeit hervorzurufen? Aber ist Dummheit nicht auch eine Form von Schwäche?

„Zwei Neue!“

Wie schön, dass sich manche Dinge von selbst klären. Es sind Momente wie diese, in denen ich gerne einen weltweiten Atomkrieg anzetteln würde.

Ich teile nämlich, und das habe ich bisher niemandem gebeichtet, eine Gemeinsamkeit mit Pakistan, Indien, Israel und Nordkorea: Ich habe den Atomwaffensperrvertrag niemals unterschrieben,

es ist also gut möglich, dass ich die Kernenergie nicht ausschließlich zu friedlichen Zwecken nutze. Aber wer tut das schon? Wenn ich mit der in einem Atomkraftwerk gewonnenen Energie eine Panzerfabrik versorge, ist das dann friedlich? Na? Wohl kaum!

- „Zwei Neue!“

gröle ich wie von Sinnen gegen die Theke. Es scheint mir, als drücke die schlaffe Körperhaltung meines Gegenübers eine Mischung aus Zustimmung und Resignation aus. Kaum noch fähig, weiter zu monologisieren, nimmt er einen tiefen Zug aus seinem Glas und murmelt etwas Unverständliches. Ich spüre den Drang, das Heft an mich zu reißen.

- „Genau!“

brülle ich, indem ich mit dem Zeigefinger auf mein Gegenüber deute.

- „Die Auslöschung der Menschheit und allen Lebens auf der Erde! Genau!“

„Ääh... Richtig!“

Mein Gegenüber schaut kurz verdutzt drein, nimmt dann eine straffere Körperhaltung an, reißt die Augen auf und fixiert mich. Mein flammender Appell scheint seine Lebensgeister wiedererweckt zu haben. Jetzt deutet er wiederum mit seinem Zeigefinger in meine Richtung.

„Vernichtung! Weltuntergang! Morgen fangen wir damit an!“

- „Richtig!“

antworte ich, nachdem ich mich vor Begeisterung bebend von meinem Platz erhebe. Kein Gedanke mehr an die bescheuerte Party, veranstaltet von bescheuerten Idioten, mit bescheuerten Frisuren, diese miesen Arschlöcher! Händeringend stehen wir uns gegenüber, den anderen anblickend, ein triumphales Grinsen zur Schau stellend. Ja! Morgen geht es los! Atomkrieg, totale Vernichtung! Das Ende der Welt!! Und bis dahin?

„Zwei Neue?“

- „Zwei Neue!“

Na Gott sei Dank.

LOST & BROKEN

von Steffen Elbing



Die Dinge müssen ja am Laufen bleiben

von Tobias Nehren | Illustration: Christian Reinken

Was wäre, wenn alles vorbei wäre? Für ihn, jetzt? Wenn er morgen keinen Morgen erleben würde? Die Sonne für ihn nicht mehr aufgehen und nie wieder in sein Gesicht scheinen würde, wenn für ihn alles ein Ende hätte: rasselnde Wecker und brennende Sohlen, schmerzende Wirbel und gereizte Augen?

Diesen Gedanken fassend stand er am Abgrund seines kleinen Lebens. Dabei widerte er sich selbst in einem Maße an, das nicht in seine Welt und schon gar nicht in sein Leben passte.

So sehr er alles verlassen wollte, seine Welt musste sich doch weiterdrehen, dachte er. Wer, wenn nicht er, sollte morgen dafür sorgen, dass die Menschen des Empathi-Komplexes ihre belegten Brote bekämen. Wer außer ihm wusste schon, dass die Frau aus dem Controlling keine Butter auf ihr Truthahnbrustbrötchen wollte, weil sie Butter hasste, stattdessen aber drei Becher fettfreien Joghurts mit Kirschgeschmack kaufte, weil man „bei denen den Süßstoff gar nicht schmeckt“, wie sie immer sagte.

Wer außer ihm kannte all die kleinen Geheimnisse und Gelüste, die die Menschen des Empathi-Komplexes in sich trugen. 650 Menschen arbeiteten dort Tag für Tag auf beinahe unzähligen Stockwerken und taten vermutlich ihr Bestes, damit „die Dinge am Laufen blieben“, wie der große Mann in der 6. Etage es ausdrückte, wenn er seinen koffeinfreien Kaffee mit fünf Tabletten Süßstoff bei ihm kaufte und diesen dann mit einem Ausdruck ekeldenden Genusses in seinem Mund verschwinden lies. Verantwortlich für den gesamten Westflügel war er, zehn Jahre lang. Tag für Tag hatte er Tür um Tür abgeschritten und dabei das latente Gefühl gehabt, etwas Sinnvolles zu tun. Er war es, der den Menschen half, die Dinge am Laufen zu halten. Niemals hatte er angenommen, dass er die Welt verändern könne, aber er hatte seine Arbeit gern getan und manchmal, wenn er wieder einmal einen kleinen Sonderwunsch im Gedächtnis bewahrt und

später erfüllt hatte, dann hatte er das Gefühl gehabt, vielleicht immerhin anderen dabei zu helfen, die Welt zu verändern.

Aber seit er durch seinen Unfall weg gewesen war, hatte sich alles für ihn verändert. Zehn Wochen hatte er gefehlt, hatte im Krankenhaus gelegen und nichts tun können, außer an die Decke seines Krankenzimmers zu starren; um ehrlich zu sein, konnte er nach drei Wochen schon wieder auf der Seite liegen, was ihm ermöglichte, aus dem Fenster zu schauen und den Aufenthalt merklich erträglicher machte.

Nun war er seit einer Woche wieder bei der Arbeit, und nichts fühlte sich mehr so an, wie es einmal war. Gefreut hatte er sich auf seinen ersten Tag; auf das Lächeln, das er manchmal der scheinbar steinernen Fassade der kettenrauchenden Frau aus der 5. Etage zu entnehmen glaubte. Er wollte wieder etwas beitragen, statt nur lethargisch und passiv gesund werden zu müssen.

Zunächst hatte er die kleinen Spezialitäten wieder auf die Bestellliste genommen:

Joghurt mit Kirschgeschmack für die Dame im Controlling, Diabetikerschokolade für die dicke Dame aus dem 2. Stock und das kohlenhydratarme Brötchen für den Fitnesstypen aus der Netzwerkadministration. Doch als er über die Gänge ging und von Flur zu Flur schlurfte, da war es, als sei er noch nie hier gewesen. Niemand kannte sein Gesicht, niemand hatte ihn vermisst. Er war zehn Jahre lang treuer Mit- und vor allem Zuarbeiter gewesen, und nun schlug ihm nichts entgegen. Nichts von ihm war während seiner Abwesenheit geblieben, nichts hätte er hinterlassen, wenn er nicht wieder gekommen wäre. Die Frau aus dem Controlling kämpfte immer noch mit ihrem Übergewicht, aber sie hatte den Kirschgeschmack in ihrem Joghurt einfach durch flüssigen Süßstoff ersetzt. Der Mann aus der 1. Etage äußerte sich etwas wehmütig, weil er seinen Kaffee wieder mit fettfreier Milch trinken musste und sagte, dass ihm die Kaffeesahne schon besser schmecke, aber es gehe ihm ja vor allem um die Farbe im Kaffee, und gesünder sei diese Milch ja auf jeden Fall. Das müsse man ja immer bedenken, denn die Dinge „müssen ja am Laufen bleiben“.

Derartige Geschichten wiederholten sich unzählige Male, und mit jedem Tag begann er mehr und mehr eine Trostlosigkeit zu bemerken, die die sechs Stockwerke und die insgesamt 24 Flure seines „Zuständigkeitsgebietes“ ausstrahlten. Einsam schob

er seinen Wagen über den grauen Teppich, der das Klappern der Rollen seines Kaffeewagens so wirkungsvoll schluckte, dass es ihn schaudern ließ. Er klopfte an die Türen und blickte in Büros, in denen Menschen ihre Arbeit verrichteten, genau wie er seine Arbeit verrichtete: nach Plan. Nach einem Plan, der ihm nicht bekannt war. Und an je mehr Türen er in immer gleichen Fluren klopfte, desto mehr dämmerte ihm, dass niemand hier wusste, was er tat, geschweige denn wofür.

Die Dinge müssen am Laufen bleiben, war der letzte Satz, den er am Freitag im sechsten Stock von dem Fitnessjunker aus der Netzwerkadministration zu hören bekommen hatte, bevor dieser ausdruckslos wieder hinter Bildschirmen und grauen Gehäusen verschwunden war, die ihm eine Blässe verliehen, wie sie sonst nur kalte Körper in gefliesten Räumen in irgendwelchen Kriminalfilmen hatten.

Welche Dinge mussten wie am Laufen gehalten werden?

Diese Frage mussten womöglich Andere beantworten. Dass er aber irgendetwas am Laufen halten wollte, das wurde ihm klar und er entschied, dass es nicht der Frühstückswagen auf schallschluckenden Teppichen in den 24 grauen Fluren des Empathi-Komplexes sein sollte.



Schatten über Innsbüren

von Stefan Berendes | Illustration: Mia Hague

rgendetwas stimmte mit der Form des Adlers nicht, das war mir gleich am Anfang aufgefallen. Eigentlich hätte ich da schon wissen müssen, wie die Sache ausgehen würde, schließlich war es am Ende grundsätzlich immer dasselbe. Im Grunde war ich ja auch selbst Schuld, ich hätte eben beizeiten etwas Anständiges lernen sollen, dann wäre mir dieses ständige Theater erspart geblieben.

Stattdessen waren Kowalski und ich wieder in einen dieser obskuren Nebenjobs geraten: Jemand, den man kennt, kennt jemanden. Und der kennt wiederum jemanden, der jemanden sucht. Im Grunde läuft das ja immer ähnlich.

In diesem Fall war uns der Job über Kowalskis älteren Cousin vermittelt worden, von dem ich eigentlich fast nichts wusste, außer dass er auch Kowalski hieß. Und dass die beiden sich untereinander auch so anzusprechen pflegten. Und dass die Frau des Cousins mal bis vors Oberlandesgericht gezogen war, um ihren Kindern abstruse Namen wie Belfrutta oder Natreen geben zu dürfen. Vor diesem Hintergrund schien mir die Konzentration auf Nachnamen *chez* Kowalski durchaus nachvollziehbar.

Kowalski der Ältere jedenfalls war in der Provinz umfangreich vernetzt und wusste auch um unsere chronischen Finanzschwierigkeiten. Also hatte pünktlich zum Ende der Freitagsschicht im Bootsverleih Kowalskis Handtelefon gerappelt, und sein Cousin hatte ihm ein Jobangebot für uns beide durch den Hörer geraunt: das Wochenende über als Bierwagenbesatzung auf dem Schützenfest im beschaulichen Innsbüren, mitten auf dem platten Land. Die Bezahlung war ordentlich, die Aufgabenstellung schien eher anspruchslos. So weit, so gut.

Nach einer Ochsentour über die Dörfer, in deren Verlauf die Ortsnamen, die erst schwarz auf gelb und dann rot durchgestrichen an uns vorbeigezogen waren, im-

mer obskurer wurden und immer mehr Buchstaben in willkürlich erscheinender Reihenfolge enthielten, waren wir also am Samstagmorgen um viertel vor acht auf dem Dorfplatz von Innsbüren aus dem zerbeulten Opel Ascona von Kowalskis Mutter geklettert und hatten unsere Wirkungsstätte für das kommende Wochenende inspiziert:

Das Dorf duckte sich graugrün und krötengleich rings um den Platz, eher halbherzig war versucht worden, mit frisch geschnittenem Grün und bunten Bändern die Feststimmung auch im Stadtbild sichtbar zu machen. Von den Einheimischen war – wohl aufgrund der frühen Stunde – noch nichts zu sehen.

Festwiese und Bierwagen waren schnell gefunden. Mit routinierten Griffen brachten wir Zapf- und Kühlanlage in Betriebsbereitschaft. Trotz seines erheblichen Alkoholproblems war Kowalski bei Bierverlagen des Umlandes als verlässliche Arbeitskraft hoch geschätzt. Das reichlich mit Spülwasser verschnittene Schützenfestbier konnte einen Kenner wie ihn nicht locken, stattdessen galt er als „Selbstversorger“: eine extra große Thermoskanne mit Blümchendessin stand immer in Griffweite – Hagebuttentee, großzügig mit Schluck versetzt.

Nachdem alle Vorbereitungen abgeschlossen waren und beim Zapfen zumindest zeitweise ebenso viel Bier wie Schaum aus dem Hahn kam, nutzten wir die restliche Zeit bis zum Veranstaltungsbeginn für eine Rauchpause vor dem Wagen. Auf der anderen Seite der Festwiese befand sich der Dorfweiher, in dem das Wasser zähflüssig hin- und herwapperte. Am Ufer war ein hoher Holzbalken aufgefplant worden, an dessen Spitze sich der Adler befand, den es – so vermutete ich – abzuschießen galt, um sich offiziell die Kette des Schützenkönigs von Innsbüren umlegen zu können. Und bei genauerer Betrachtung fiel mir, wie gesagt, auf, dass der Adler wenig Adlerähnliches an sich hatte. Beziehungsweise eher gar nichts Adlerähnliches. Es fällt mir im Nachhinein schwer, zu sagen, was genau mit der Figur nicht stimmte, weil mit der Figur nichts stimmte. Es wäre, kurz gesagt, wohl unmöglich gewesen, mit herkömmlichen handwerklichen Verfahren eine Figur herzustellen, die weniger nach Adler aussah. Die Flügel (wenn es denn Flügel waren) wirkten seltsam missgestaltet, der Kopf des Adlers (wenn es denn der Kopf war) hatte keinen richtigen Schnabel oder vielleicht zu viele Schnäbel oder was auch immer. Nach einigen Momenten stiller Betrachtung taten mir

beim Blick auf das seltsam geformte Schützenziel die Augen weh. „Wie ein Adler sieht das aber nicht unbedingt aus“, meinte ich zu Kowalski und zog an meiner Zigarette. „Vielleicht irgendein regionales Tier? Oder ein Wahrzeichen oder so?“, mutmaßte der zurück. Ich zuckte die Achseln. Vielleicht war auch einfach der ortsansässige Schnitzmeister nicht allzu begabt. Oder hatte, wie Kowalski, ein allzu lockeres Verhältnis zum Hagebuttentee.

So langsam, es ging auf zehn Uhr, zeigten sich auch die ersten Einheimischen: mit grauen, verkniffenen Gesichtern und misstrauisch starrenden Blicken, manche schon in die Fantasieuniformen des örtlichen Schützenvereins gewandt, trotteten die ersten Exemplare großlos an uns vorbei. Wir kannten die Eigenheiten der Landbevölkerung und dachten uns nichts dabei. Wir nahmen beide noch einen Zug aus der Lulle, und als wir uns zum Bierwagen umdrehten, standen auch schon die ersten beiden Kunden am Brett.

Sie hätten Zwillingbrüder sein können, aber wie ich aus Erfahrung mit vergleichbaren Ortschaften wusste, teilten sie sich wahrscheinlich auch ohne den gleichen Nachnamen genügend genetisches Material, dass es im Falle einer Rasterfahndung eng geworden wäre. Nebeneinander standen sie am Tresen und glotzten uns an wie indignierte Laubfrösche. Sie sagten nichts. Wir sagten nichts. Die ersten Kunden des Tages. Aller Anfang ist schwer.

So hätten wir noch eine ganze Weile dort stehen und einander anglotzen können, aber Kowalski hatte ein untrügliches Gespür für die Bedürfnisse der feierwütigen Dorfbevölkerung und knallte instinktsicher zwei Frischgezapfte vor unseren Kunden aufs Brett. „Wohlsein, Männer!“, brubbelte er jovial. Der Mann war ein Naturtalent. Die Glotzfrösche (ich beschloss, sie von nun an „Lurchi Heinz“ und „Lurchi Horst“ zu nennen) starrten noch einen Moment, dann griffen tief in ihnen Reflexe, die uralte und mächtig waren. Kaum merklich nickten sie uns zu, griffen ihre Humpen und leerten sie mit identischer Bewegung in einem einzigen Zug. Es war ein bisschen wie Synchronschwimmen.

Mittlerweile hatte sich der Platz deutlich gefüllt. Immer mehr graugesichtige Dorfbewohner kamen auf krummen Beinen aus den engen Gassen gewatschelt und warteten in der Mitte des Dorfes auf die Dinge, die da kommen würden. Auch verirrteten sich nun weitere Kunden an unsere Bierbude, wohl um eine solide Grundlage für die anstehenden Feierlichkeiten zu schaffen. Kowalski gab am Zapfhahn den Beat vor, ich kassierte und spülte die Gläser. Derweil die Lurchi Brothers wie festgeklebt am Platz blieben und das frische Pilsbier in exakt derselben Taktung in sich hineingossen, wie Kowalski es ihnen hinstellte. Ein Perpetuum mobile des

trostlosen Alkoholkonsums. Mittlerweile hatten die beiden angefangen, sich bei jedem Glas in ihrem blubbernden Dialekt zuzuprosten. Ich konnte fast nichts verstehen, ohnehin schienen mir in ihrer Sprache entschieden zu viele Konsonanten vorzukommen. Aber sie tauten langsam auf. Das war die Hauptsache.

Das beständig an Lautstärke gewinnende Pfeifen, Tröten und Trommeln deutete darauf hin, dass die Schützengemeinschaft sich zum Marsch auf den Dorfplatz anschickte. Und da bog die Phalanx Uniformierter auch schon um die Ecke: Ausgestattet mit seltsam geformten Instrumenten und Schellenbäumen, begleiteten sie ihren Vormarsch durch ein Medley aller Marschmusikracher, die den deutschen Landser schon in zwei Weltkriegen zu Höchstleistungen angetrieben hatten. Immer lauter und misstönender wurde die Kakophonie, bis eine Armee von mit glitzerndem Klimbim behängten Laubfroschmenschchen auf dem Dorfplatz aufmarschiert war. Alsdann begannen allerlei kryptische Verrichtungen, die, das wusste ich aus Erfahrung, gegen Abend ihren Höhepunkt in der Krönung des Schützenkönigs finden würden.

Lurchi Heinz und Lurchi Horst hatten währenddessen an der Theke eine beachtliche Schlagzahl aufrecht erhalten und waren mittlerweile mürbe gemacht und bereit für Kowalskis erste Ranwanzversuche: „Na Männer“, kumpelte der virtuose Koloss, „Ihr lasst ja heute wohl den lieben Gott mal einen guten Mann sein, was?“ Lurchi Heinz blinzelte Kowalski träge an, schien einen Moment nachzudenken, ob er einer Antwort würdig war, und versetzte dann: „Gott ist tot. Er schläft in seinem eisigen Grab unter der Welt und träumt von einer Zeit des Purpur.“

„Ja, da sagst Du was“, entgegnete Kowalski, viel zu sehr Profi, um sich vom dummen Gerede eines Kunden aus dem Konzept bringen zu lassen, „darauf erst mal noch ein kühles Helles!“

Auf dem Dorfplatz machte das viele Schießen und Exzerzieren die Schützenbrüder nun nachhaltig durstig, sodass Kowalski und ich uns richtig anstrengen mussten, die Bestellungen abzuarbeiten. Eine Weile lief im Wagen der Kreislauf aus Zapfen, Servieren, Kassieren und Spülen wie eine gut geölte Maschine, und ich erfreute mich an den monotonen aber effizienten Arbeitsabläufen. Doch der Ansturm flaute irgendwann wieder etwas ab, und als ich gerade ein neues Fass in den Wagen wuchtete, schnappte ich ein paar Fetzen des Gesprächs auf, das sich mittlerweile zwischen Kowalski und unseren beiden Stammkunden entsponnen hatte. „Wir beten dafür, dass unsere Meister wieder zu uns emporsteigen und die Welt in blutiges Vergessen tauchen!“, erläuterte Lurchi Heinz dem gespannt zuhörenden Kowalski zu, der verstehend nickte. „Warum

betet Ihr nicht für etwas Konstruktives," warf ich von der Seite ein, „zum Beispiel niedrigere Rohölpreise oder eine höhere Eigenheimzulage?" Lurchi Horst wiegte bedächtig den Kopf: „Ehrlich gesagt haben wir uns das auch schon öfter gefragt, aber Vater Dagon sagt bei der Betstunde immer, sowas ist Ketzerei!"

„Ich weiß beim besten Willen nicht, was an einer höheren Eigenheimzulage Ketzerei sein soll", wunderte sich Kowalski, „es sei denn, Euer Pastor ist bei der FDP."

Das Geschehen auf dem Dorfplatz wurde immer undurchsichtiger. Einige Dorfbewohner hatten mittlerweile einen gutturalen, schwer zu verstehenden Gesang angestimmt, in den immer mehr der Anwesenden einfielen. Wahrscheinlich eine lokale Tradition.

Mir fiel auf, dass Kowalski mittlerweile in die Trinksprüche unserer Gäste einstimmte, die schwierige Aussprache schien ihm, wohl durch den Genuss der ersten halben Kanne Hagebuttentee, nicht mehr allzu schwerzufallen. „Ich hheiße übrigs Heinz," sagte Lurchi Heinz, „undashieris der Horst". „Was Du nicht sagst", gluckste Kowalski.

Es hatte schon vor geraumer Zeit begonnen zu dämmern, und auf dem Dorfplatz schien sich der Wettbewerb der Meisterschützen dem Ende zuzuneigen. Begleitet vom kehligen Gesang der Umstehenden legte einer nach dem anderen auf den formlosen Adler an. Schließlich wurde das Ziel von einer Salve erwischt und verschwand mit einem feuchten Glucksen im Dorfteich (was meines Erachtens nicht zuletzt für den verantwortlichen Kunsthandwerker eine Erlösung sein musste). Daraufhin veränderte sich das träge Hin- und Herschwappen des Wassers plötzlich: Unter dem anschwellenden Gesang der Dorfbewohner begann die Wasseroberfläche plötzlich erst ein wenig, dann immer mehr Blasen zu werfen, ja fast zu brodeln. Der Gesang wurde lauter und lauter, das Wasser schwappte mittlerweile schon über die Ufer, und einige Dorfbewohner entzündeten nun mit Fackeln die scheinbar dafür vorbereitete Reisig- und Strohhaufen. Die entstehenden Feuer tauchten den Dorfplatz in flackernden Schein und machten das Geschehen nur noch unwirklicher.

Plötzlich entwich dem brodelnden Dorfteich ein unendlich tiefer, langgezogen dröhnender Ton, der aus dem Innersten der Erde zu kommen schien. Der Gesang bildete ein neuerliches Crescendo, und die Flammen schlugen immer höher, als die ersten Dorfbewoh-

ner begannen, in den Weiher hineinzuwaten.

Lurchi Horst wandte sich an seinen Freund: „Jezz kompp er, Heinz!", blubberte er, „jezz dauerts nich mehr lange und er kompp!". Der Angesprochene nickte ernst und drehte sich zu uns um: „Ich glaube, es wird Zeit für uns," sagte er und legte einige Geldscheine vor sich auf den Tresen. „Den Rest könnt Ihr behalten." Dann standen beide schwerfällig auf und wankten in Richtung Dorfweiher.

Immer mehr Dorfbewohner waren mittlerweile im brodelnden Wasser verschwunden, aber der Weiher war offensichtlich bedeutend tiefer, als es den Anschein hatte, denn es war nichts von den Untergetauchten zu sehen. Im Schein der mittlerweile hochschlagenden Flammen konnten wir erkennen, wie Lurchi Heinz und Lurchi Horst als zwei der letzten Gestalten im tosenden Wasser verschwanden. „Komische Typen!", sagte Kowalski kopfschüttelnd.

Wir beeilten uns mit dem Putzen des Wagens und dem Reinigen der Zapfanlage, denn die mittlerweile unkontrollierten Feuer kamen über die Festwiese stetig auf uns zu. Nachdem die letzten Gläser gespült waren, schlossen wir den Wagen ordentlich zu und warfen den Schlüssel durch eine Klappe ins Innere. Die Flammen hatten mittlerweile unsere Seite der Wiese erreicht. Wenn der Getränkehändler den Wagen noch unbeschadet würde bergen wollen, dann musste er sich beeilen. Aber Absprache war schließlich Absprache. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass der Schaden uns mal wieder vom Lohn abgezogen werden würde.

Wir stiegen in den alten Opel Ascona und rumpelten vom Dorfplatz, als die Flammen den Orstkern gerade vollständig umhüllt hatten.

„Immer dasselbe mit diesen Schützenfesten!", brummte Kowalski vom Beifahrersitz, „Lass' uns das nächste Mal lieber wieder auf dem Erdbeerfest in Anikum an der Gyrosbude arbeiten! Georgios zahlt gut, und wir haben *All you can eat*."

Als wir am Ortsschild vorbeifuhren, blickte ich noch einmal in den Rückspiegel. Die Flammen schlugen nun auch aus den Fenstern des Kirchturms. Die Festwiese war schon außer Sichtweite.

Man hätte es vorher wissen können.



Etiquette

von Kai Meise | Illustration: Mia Hague

H erzlich Willkommen im Nirgendwo!
Fandest du dich schon mal in einem Ballsaal, dich selbst fragend, wann diese Flaggenparade, dieses Männchen machen, dieses Schwanz wedeln und Beschnüffeln, dieses Händeschütteln und Küsschen geben, nach Befindlichkeiten fragen, die einen beim besten Willen nicht interessieren und Komplimente heucheln, die du dir nicht mal selbst abnimmst, endet, und wann endlich der Schwarm von geldgeilen, schwarzweiß gestreiften Fliegen auf die zahlungswillige Kundschaft losgelassen wird?

- Ich würde in diesem Moment jedem in diesem Raum für einen Scotch auf Eis die Fresse polieren.

Wenn du dich nicht vorstellst, bist du laut Etikette auf ewig an einen Zustand der Fremde gebunden.

- Der Wichser, der's nicht nötig hat oder der busy writer, der, *es tut mir ja sehr Leid Ladies and Gentleman bla bla bla*, - sie wissen schon. - busy halt.

Alles in allem irgendwo in der Mitte.

Nicht wirklich des guten Wortes aber auch nicht der richtigen Abfälligkeit wert.

- Von einem schnellen, reaktionären Verbalsacktritt natürlich abgesehen, der Morgen allerdings nur noch soviel wert ist wie sich betrunken in die Hose zu pissen.

- Nichts. Passiert halt.

Also alles in allem ein ganz alltägliches Kaffeekränzchen jenseits von gut und böse.

Ich bin es, der Typ in dem alten, braunen Cordjacket, der nicht mal genug Anstand hat mit einem einfachen Handschlag Mr Xs neuen Prada Anzug zu würdigen oder Mr Xs neue Rolex oder die nagelneuen, wunderschönen, runden Titten von Mr Xs Frau – sie ist 55.

Ich bin es, der junge Genius, dessen Buch man in der Mittagspause seines langweiligen Jobs vor der Zigarettenschachtel aus der Tasche holt, weil man jetzt

wissen muss, wie die Short story ausgeht.

„Vor Kasse drei ist so 'ne fette Alte ausgerutscht“ schnauft die Kollegin zwischen zwei tiefen Zügen einer Selbstgedrehten und einem Schluck tief schwarzer Krönung in deine Richtung. - „Scheiße“ denkst du „So 'ne Scheiße! Kann man nicht mal in seiner verdammten Pause seine Ruhe haben und sein scheiß Buch lesen? - Ob dieser Autor, dieser Stockton, was ist das überhaupt für 'n scheiß Name, sich auch mit so ner Scheiße rumärgern muss? Das Leben stinkt, aber gewaltig. - Und dann hat man nicht mal fünf verschissene Minuten in dieser langweiligen Welt, um sein Buch zu lesen. - Scheiße!

Was würde ich in diesem Moment für eine schöne Flasche Jack Daniels geben. Was würde ich in diesem Moment für eine fette Alte geben, die auf die Schnauze fällt! Was würde ich in diesem Moment für eine rauchende, Kaffee saufende, fluchende Kassiererin geben, die den ganzen „Guten Tag ich bin Herr X freut mich sie kennen zu lernen“-Menschen einfach mal sagt, wo sie sich ihre Handküsschen hin stecken können!

- Oder besser gleich ihre ganze Hand.

Ein wundervoller Gedanke.

Aber stattdessen stehe ich hier immer noch zwischen Herden und Herden von schwarzen Anzügen und weißen Hemden, Parfümchen und Handtäschchen, einem Höchstmaß an Disziplin und Drehbuchverständnis.

- Sie machen ihre Sache ausgezeichnet.

Ich piss' dir nicht ans Bein, du pisst mir nicht ans Bein. Ihre verdammten Eingeweide mögen in der Hölle schmoren Herr X. - Mein Freund. Cheese.

Hier hänge ich also fest, zwischen dem geliebten Schriftsteller und dem kleinen Stückchen Scheiße, dass keine Ahnung hat, wie man sich in feiner Gesellschaft benimmt.

- Dem es scheißegal ist.

Die fein säuberlich herausgeputzte Prominenz aus Kultur und Kunst. Stars und Sternchen. Reiche und Reichere. Eine Arsch schnüffelnde, paarungsbereite Elite von Versagern.

Ich mittendrin.

Der König der Versager.

Sich seiner Situation vollkommen bewusst aber zu fahrentreu, um Mr. und Mrs. X zu sagen, wie sehr er sie doch verachtet.

- Ein verdientes Elend.

Ein selbst gewählter Abschied von den Niederen.
- Den fluchenden Kassiererinnen, den Freunden und Feinden, den Whiskys und Kippen.
- Dem verdammten *Real Thing*.
Stattdessen der an Sekt-, nein Champagnergläsern nippende, Hände schüttelnde, neutrale Vorhof der Hölle.
Das hier ist das neue Athen. - Der neue Sokrates hat seine Apologie verschlafen.
Die großen, hölzernen Türen des Saales öffnen sich. Beinahe erschreckend Synchron. Sie geben den Weg frei für eine Armee wunderschöner in Uniformen gequetschter Männer und Frauen. Es müssen mindestens 30 von Ihnen sein, 40 vielleicht.
Nein, dies ist kein Stoßtrupp. Die Infanterie kommt und macht ihren Job. Und das verdammt gründlich. Sechs fünfzig die Stunde plus Trinkgeld, ein wie in Stein gemeißeltes Lächeln und perfekt gewählte Worte in jeder Situation.
Der linke, die Wiche wegwischende, Arm der Evolution. Nein, hier werden wirklich keine Gefangenen gemacht.
Hier gibt es dicke Brieftaschen mit noch dickeren Egos als Anhang. Keiner dieser Typen kann seiner täglichen Dosis von Blubberwasser und Bewunderung widerstehen. Keiner.
Dies ist Berlin.
Dies ist die Crème de la Crème der deutschen Kultur. Willkommen in Décadence, einer Großstadt wie jeder anderen. - Und die Bienenkönigin hat ihre Hausaufgaben gemacht und lässt den Nektar einsammeln.
Königinnen haben nie genug Nektar.
Ein endloser Automatismus scheint nun wie von Zauberhand dem nächsten Programmpunkt im Heftchen gewichen zu sein. Eben noch schüttelnde Hände und Wangen küssende Münder sind nun in ihrem Element und dirigieren das junge, schöne, schwarz weiße Fußvolk von A nach B und zurück.
Ich bin frei. Meine Hände sind verschwitzt, aber jetzt haben sie Pause, hab' ich Pause. Erstmal.
Ich halte die Augen offen.
Sich nicht vorzustellen, heißt für immer Objekt zu sein. Objekte schreiben keine Geschichten. Über Objekte werden Geschichten geschrieben:
Ein wunderhübscher junger Kellner, sein Akzent deutet auf italienische Wurzeln hin, kommt nun endlich auch zu mir und ich bestelle einen Drink.
- Benjamin Stockton der Homosexuelle.
Ein Blick Richtung Bühne und das schlagartig einsetzende Platznehmen an den dafür vorgesehenen Namensschildchen verrät mir, dass die große Show nun jeden Moment beginnen wird.
- Ich warte auf meinen Drink.
Der Kellner kommt in schnellem Schritt auf mich

zu, überreicht mir den Drink und ist schon wieder unterwegs zum nächsten von uns. Wir kriegen nie genug Honig.
Sein Namensschild sagt *Paolo*, er scheint also tatsächlich Italiener zu sein. Italiener scheinen gute Kellner zu sein.
- Benjamin Stockton der Rassist.
Das Gute an diesen Partys ist der Whisky, den sie dort ausschenken, denke ich manchmal, und verwerfe Gedanken an fluchende Kassiererinnen, die Kippen rauchen und meine Bücher lesen.
Der Whisky schmeckt wirklich verdammt gut.
Ich sehe Paolo erneut in seinem schnellen Schritt näher kommen und winke ihn zu mir. Mein Glas ist leer und will gefüllt werden, bevor das große Spektakel beginnt. Ich stecke ihm einen Geldschein zu. Heute noch einmal auf dem Trockenen zu sitzen, kommt nicht in Frage. Er kommt mit einem weiteren Glas Scotch auf Eis wieder. Ich stecke ihm einen weiteren Geldschein zu und zeige auf meinen Platz.
Ich nicke.
Er nickt.
Er weiß genau, wie dieses Spiel funktioniert.
Paolo kennt Typen wie mich.
Er hat Hunderte von uns an seinem wunderschönen Busen genährt und Hunderten von uns mit einem Blick aus seinen nachtschwarzen Augen seinen Stachel tief in den Arsch gerammt.
- Dies war eine Welt, die wir nicht kannten. Nicht mehr.
Dies war das *Real Thing*.
Es wird Zeit. Ich bin schon einer der Letzten.
- Benjamin Stockton der Arrogante, der kommt, wann er will.
Ich nähere mich also meinem Tisch an, oder besser gesagt: dem Tisch, an den man mich mit anderen ausgewählten Exemplaren meiner Art zum heutigen Freundeskreis zusammengebastelt hatte.
Einer von Unzähligen.
So viel Freundschaft.
So erschreckend viel Freundschaft.
Ich schaue mich um. Ich sehe zwei schwarze Anzüge, drei Handtäschchen, drei Wangen, zwei Hände und fünf bekannte Gesichter. Ich nicke meinen neuen Freunden zu und setze mich hin.
Sie reden.
Ich hab ihnen nichts zu sagen.
- Benjamin Stockton der Außenseiter.
Mein Blick sucht Paolo.
Paolo kommt.
Ich bestelle per Nicken.
Paolo weiß genau, was Typen wie ich brauchen.
Der Whisky schmeckt verdammt gut.
- Benjamin Stockton der Alkoholiker
Das Programm des Abends scheint sich über Stunden

und Stunden hinzuziehen, und Namenskärtchen über Namenskärtchen ruft schwarzen Anzug über schwarzen Anzug und Handtäschen über Handtäschen für eine kurze Szene der Rührung auf die Bühne.

- Sie machen ihre Sache ausgezeichnet.

Ein Höchstmaß an Disziplin und Drehbuchverständnis. Paolos Stachel steckt tief in meinem Arsch.

Er weiß genau, was ich brauche.

So wie ich mich umsehe, blicke ich in lächelnde, nickende Gesichter. Gläser werden zum Salut gehoben. Alle freuen sich. So viele Freunde. So viele schreiben Geschichten:

- Benjamin Stockton im braunen, alten Cordjacket.

- Benjamin Stockton der vulgäre, schmutzige Schreiberling.

- Benjamin Stockton, der sich vor allen Leuten am Schritt kratzt.

- Benjamin Stockton der hässliche, dünne, stinkende, für fluchenden, rauchenden Pöbel schreibende, unseren Goethe und Schiller beschmutzende, auf sein Vaterland spuckende, Drogen nehmende, in der Öffentlichkeit Frauen küssende Introvertierte, der uns nicht in seinen Kopf rein lässt.

- Benjamin Stockton das Arschloch.

Es scheint mir, als würden die Gläser immer kleiner und der Zeitraum zwischen Paolos routinierten Besuchen immer größer. Alles in allem ist die Party, mal abgesehen vom Whisky natürlich, und von Paolo, ein Reifall.

Die Menschen reden nicht mehr.

- Die Freunde.

Eine Welle von Anspannung macht sich auf erdrückendste Art und Weise bemerkbar.

Irgendwas wird passieren, das steht fest.

Der letzte musikalische Lückenfüller, ein derzeitiger

Chartbreaker. Ein bühnenerprobter Teeniestar, an dessen Gesicht man die Brisanz der Situation ablesen kann.

Die Verkündung des neuen Königs steht bevor.

Das große Finale.

Die Horde von Geschichtenerzählern wartet auf ihren neuen Leviathan: ein neuer Heiland der deutschen Kultur, der Literatur als erster Ritter fortan Banner tragend – der sich hoffentlich an ihre Namen erinnert. Ihre Hände schüttelt und Frauen mit Küssen begrüßt. Einer, der nach Parfüm duftet wie kein zweiter, der die edelsten Champagner trinkt und Prada nur zum Waldspaziergang trägt. Einer, der ihr Streben begründet und ihren Neid verdient hat.

- Ein König halt.

Der Laudator, schwarzer Anzug, weißes Hemd, große Worte.

- Er macht es spannend.

Stille.

Einer hustet. - Banause.

Alle schwitzen.

Ich hab Durst.

Paolo.

„Und der Gewinner..“

Paolo kommt nicht.

„Der Titel Autor des Jahres geht an..“

Und wieder würde ich in diesem Moment jedem in diesem Saal für einen Scotch auf Eis die Fresse polieren.

- außer Paolo!

„... Benjamin Stockton“

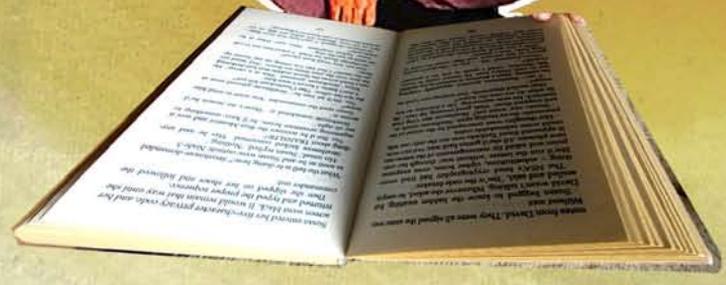
Benjamin Stockton der große Schriftsteller!

Der brillante Benjamin Stockton!

Unser Benjamin Stockton!



...feared his... character... privacy... and...
...would... maintain that way... into...
...the project... security...
...command...
...What he... is he...
...as... as... were...
...The usual... can... were...
...Susan replied...
...Nothing...
...about...
...GSETR...
...he accesses the Run-Monitor and sees...
...seventeen hours... he'll have something...
...Strathmore considered it... There's no reason he...
...eyed the commander... You want to send him...
...No... We'll let him be... Strathmore glanced over a...
...the Sys-Sec office... Has Chartrukian left yet?...
...I don't know... I haven't seen him...
...Strathmore groaned...
...band across the beard stubble... This is a circus... He...
...face over the post thirty-six hours... Any word ye...
...in the... I feel like I'm sitting on my hands up...
...yet... Any word from David?...
...more... shook his head... I asked him not to call...
...he has the ring...
...looked surprised... Why not? What if he...
...struggled... I can't help him from here...
...Besides... I'd rather not talk on an...
...and an... someone's listening...
197



DIE LETZTE SEITE



ER WUSSTE ZWAR NICHT GENAU WANN, ABER IRGENDWO
IN SEINEM LEBEN WAR ER FALSCH ABGEBOGEN.

LETZTE WORTE:

Eine besondere Erwähnung verdienen in dieser Ausgabe vor allem unsere Künstler und Illustratoren, die eine Extraschicht eingelegt haben, um die Ausgabe zum Hingucker zu machen, allen voran dieses Mal Lost & Broken-Zeichner **Steffen Elbing** mit seinem tollen Cover, dicht gefolgt von unserem Illustrations-Platzhirsch **Christian Reinken**, **Alice Social**, deren Wirken Stammleser schon in *Kommunikaze* 30 bewundern durften, und dem neuesten Zuwachs im Team, **Mia Hague** aus Manchester, der möglicherweise schnellste Illustratorin Europas. Großes Kompliment an alle!

Auch an anderen Fronten gibt es Nachwuchs: So begrüßen wir als neue Gastautoren **Lorenz Just** (schon in der letzten Ausgabe dabei), **Frederik Vogel** und **Kai Meise** und freuen uns darüber, dass **Dorothee Schnackenberg** die gebeutelten Kollegen **Varnke** und **Berendes** künftig beim Lektorat unterstützt. Dass sie sich für diese Aufgabe freiwillig und unverlangt bei uns gemeldet hat, muss wohl so gedeutet werden, dass wir Hilfe im Bereich Orthografie und Interpunktion bitter nötig haben...

Nachdem man an dieser extradicken Ausgabe hoffentlich etwas länger liest, dauert es bis zur nächsten Dosis facts & fiction voraussichtlich noch etwas: Wir lassen die Spätsommerausgabe ausfallen und konzentrieren all unsere Energien auf die Oktober-Kommunikaze, die zu Beginn des Wintersemesters erscheinen wird. Keine Angst, es lohnt sich! Und wen die Abstinenz allzusehr zaust, für den liefern wir in den kommenden Monaten regelmäßige Erhaltungsdosen auf www.kommunikaze.de – versprochen!

Einsteilen wünschen wir all unseren Lesern schon mal einen schönen Sommer und freuen uns auf ein Wiedersehen im Herbst!

Kommunikaze 34 erscheint Anfang Oktober 2009
Redaktions- und Anzeigenschluss ist der 28. August 2009

IMPRESSUM

Kommunikaze
Zeitschrift für facts & fiction

REDAKTION:

Jan Paulin
Darren Grundorf
Stefan Berendes
Anna Groß
Kalle Kalbhenn
Olker Maria Varnke
Tobias Nehren (ViSDP)
Esther Ademmer
Steffen Elbing
Finn Kirchner
Judith Kantner

GASTAUTOREN:

Frederik Vogel
Lorenz Just
Urs Ruben Kersten
Kai Meise

FINANZEN:

Volker Arnke

LAYOUT/SATZ/GRAFIK:

Stefan Berendes

BILDQUELLEN:

www.photocase.com

COVER:

Steffen Elbing

ILLUSTRATIONEN:

Christian Reinken
Alice Social
Mia Hague

LEKTORAT:

Volker Arnke
Dorothee Schnackenberg
Stefan Berendes

DRUCK:

Druckerei Klein, Osnabrück
Tel. 0541/596956

AUFLAGE:

1.100 Exemplare

REDAKTIONSANSCHRIFT:

c/o AStA der Universität OS
Alte Münze 12
49074 Osnabrück

info@kommunikaze.de
www.kommunikaze.de

Die mit Namen gekennzeichneten Beiträge geben nicht zwingend die Meinung der gesamten Redaktion wieder. Falls in dieser Ausgabe unzutreffende Informationen publiziert werden, kommt Haftung nur bei grober Fahrlässigkeit in Betracht.

SEINE VERWANDSCHAFT KANN MAN SICH NICHT AUSSUCHEN...



SEINE LIEBLINGSZEITSCHRIFT SCHON!

Wo befindet sich das einzige Penismuseum der Welt? Wie macht man in geduckter Haltung Karriere? Wer oder was ist Ömmes? Wozu ist das Internet wirklich gut? Wie kann man trotz Bahnstreik das Leben in vollen Zügen genießen? Und was zum Teufel ist eigentlich mit dem deutschen Fernsehen los?

Kommunikaze fragt nach. Schonungslos. Investigativ. Möglicherweise ganz gut.

Kommunikaze ist seit 2003 das erste Haus am Platz für facts & fiction und zum Veröffentlichen von Selbstgeschriebenem. Kommunikaze gibt es als Buch zu kaufen, live bei Lesungen zu hören und zu sehen, im Internet und alle drei Monate kostenlos zum Mitnehmen auf den Mensatischen.



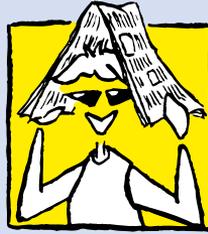
WWW.KOMMUNIKAZE.DE LESEN, SCHREIBEN, ZUHÖREN, FAN WERDEN

Service rund um's Studium

Studien-
finanzierung



Studentisches
Wohnen



Kinder-
betreuung



Hochschul-
gastronomie



Kultur und
Kommunikation



Psychosoziale
Beratung

